

**Nr. 259**  
**Die strahlenden Kristalle**  
**von Peter Terrid**

*Das Große Imperium der Arkoniden kämpft um seine nackte Existenz, denn es muß sich sowohl äußerer als auch innerer Feinde erwehren. Die äußeren Feinde sind die Maahks, deren Raumflotten den Streitkräften des Imperiums schwer zu schaffen machen. Die inneren Feinde Arkons sind die Herrschenden selbst, deren Habgier und Korruption praktisch keine Grenzen kennen.*

*Gegen diese inneren Feinde ist der junge Atlan, der rechtmäßige Thronerbe und Kristallprinz von Arkon, bereits mehrmals erfolgreich vorgegangen. Selbst empfindliche Rückschläge entmutigen ihn nicht und hindern ihn und seine Helfer nicht daran, den Kampf gegen Orbanaschol III., den Usurpator, mit aller Energie fortzusetzen.*

*Gegenwärtig ist Atlan allerdings nicht imstande, an diesem Kampf mitzuwirken. Nach der akonischen Gefangenschaft, der er und seine Gefährten endlich enttrinnen konnten, befindet sich der Kristallprinz erneut in einer wenig beneidenswerten Lage.*

*Nach der Duplizierung ihrer Körper und Geistesinhalte gelang es den beiden Originalen, also dem echten Atlan und Fartuloon, zwar von der Raumstation zu fliehen, doch das Beiboot, in das sie dank Karyklias Hilfe gelangten, wurde abgeschossen.*

*Seitdem sind die beiden Arkoniden auf der Flucht durch den Dschungel des Planeten Travnor. Sie entdecken dabei **DIE STRAHLENDEN KRISTALLE** ...*

**Die Hauptpersonen des Romans:**

**Atlan und Fartuloon** – Der Kristallprinz und sein Lehrmeister gehen auf eine Höllenfahrt.

**Mexon und Zyrrhoa** – Der Mondträger und seine Begleiterin schlagen sich durch den Dschungel.

**Yakarron** – Ein Edelmann von Arkon.

**Amyrtha** – Chefin einer Gruppe von Banditen.

**Woorhn Ter'Bsorr** – Kommandant des 2. Wechtons.

1.

Ein geheimnisvolles Halbdunkel hielt uns umfassen. Nahezu alles schimmerte grün, das lag an dem Licht der Sonne, das vom Blätterdach über unseren Köpfen gefiltert wurde.

Merkwürdigerweise war es sehr still. Es schien, als hätte sich tierisches Leben nicht entfalten können. Wir hörten nur den gedämpften Klang unserer Schritte auf dem weichen Boden. Stumm und drohend standen die Megalithen in unserer Nähe. Der alte Mietbruder, der uns aus den Sümpfen von Kalamdayon geholt hatte, war doch nicht ganz so verrückt gewesen, wie wir angenommen hatten. Seine Geschichte vom Schatz des untergegangenen Volkes hatte unglaublich geklungen, aber die Hinweise, die wir nun fanden, waren unmißverständlich. Travnor hatte schon andere Bewohner als die Arkoniden gekannt. Dieses Volk hatte auf dieser Insel gelebt und aus ungeheuer großen Steinklötzen Bauwerke errichtet. Längst waren die Megalithbauten zerfallen. Stürme hatten die Steine umkippen lassen, Wind und Wasser ihre Oberflächen glattgeschliffen, so daß von den Reliefs, mit denen sie früher bedeckt gewesen sein mußten, nur noch schwer erkennbare Spuren zu finden waren. Vor allem aber waren die Pflanzen an dem Zerstörungswerk beteiligt gewesen.

Eine umgestürzte Platte mußte vor langer Zeit einen Keim unter sich begraben haben, aber sie hatte die Pflanze nicht vernichten können. Und nun wuchs aus der Platte ein schenkdicker Baum.

„Was meinst du?“ fragte Fartuloon. „Ein Tempel?“

Ich zuckte mit den Schultern.

Wir konnten von dem Trümmerfeld nur einen eng begrenzten Ausschnitt sehen. So ließ sich kein genaues Bild von der Anlage entwickeln. Dazu hätten wir das Gelände aus der Luft betrachten müssen.

Vor uns ragte eine Wand in die Höhe. Massiver grauer Fels versperrte uns den Weg. Die Quadern waren groß; wenn sie ebenso tief wie lang und breit waren, wog jeder einzelne Stein Tonnen. Sorgfältig waren die Steine aufeinandergesetzt worden. Ich sah weder Klammern noch Mörtel, aber die Fugen zwischen den Steinen waren so schmal, daß man nicht einmal eine Messerklinge hineinstecken konnte.

Selbstverständlich ließen sich solche Effekte mit modernen Maschinen mühelos erzielen, aber niemand, dem Desintegratoren zur Verfügung standen, würde auf die Idee verfallen, einen so riesenhaften Bau aus Natursteinen aufzutürmen. Es gab bessere Materialien, die Naturstein an Härte und Festigkeit nichts nachgaben und zu dem resistent gegen viele Chemikalien waren.

“Von Hand”, murmelte Fartuloon. “All dies wurde in mühsamer Handarbeit hergestellt.”

Ich hatte keine Lust, längere Zeit an der Wand entlangzulaufen. Einige Meter von mir entfernt pendelten Lianen von der Spitze der Mauer herab. Ich griff danach.

“Fartuloon!” rief ich aus.

Rasch war der Bauchaufschneider neben mir. Ich deutete auf den Spalt im Fels, der von der Pflanze verdeckt worden war. Ich blinzelte Fartuloon zu.

“Natürlich, Sohn”, kicherte er. “Wir werden das Ding untersuchen!”

Ich kroch als erster durch die schmale Öffnung. Fartuloon reichte mir den Scheinwerfer nach, dann folgte er selbst. Er hatte einige Mühe, seinen massigen Körper durch den Spalt zu schieben.

Langsam ließ ich den Strahl des Scheinwerfers durch den Raum wandern. Konturen schälten sich aus dem Dunkel, Gesichter starrten mich an.

“Riesen!” keuchte Fartuloon neben mir.

Die Gestalten waren ungeheuer groß. Aufrecht maßen sie mehr als zehn Meter. Im ersten Augenblick hatte ich tatsächlich geglaubt, daß die Gestalten lebten, dann aber wurde mir klar, daß es sich um Skulpturen handelte. Ich sah Fartuloon an.

Wahrscheinlich beschäftigten wir uns beide mit der gleichen Frage: waren diese Figuren Kolossalstatuen oder nur lebensgroß?

Fartuloon zuckte mit den Schultern. Im Strahl meines Scheinwerfers ging er vorsichtig auf eine der Statuen zu. Ich folgte langsam.

Die Erosion hatte auch die Statuen nicht verschont. Es war fast ein Wunder zu nennen, daß es sie überhaupt noch gab, denn sie bestanden, wie der Scheinwerfer zeigte, aus Holz.

Langsam ließ ich den Scheinwerferstrahl über eine der Figuren wandern. Ich konnte nicht erkennen, wie die Gestalt früher einmal ausgesehen hatte. Zu stark waren die Statuen verwittert, man konnte nur noch die ungefähre Körperform errahnen. Sie waren auf zwei Beinen gelaufen und hatten einen Kopf besessen, ein rundes Gebilde am oberen Ende der Statue. Gesichtszüge gab es nicht mehr, auch von Armen fehlte jede Spur.

Fartuloon streckte eine Hand nach der Gestalt aus.

Er zog sie hastig wieder zurück, aber die Bewegung kam zu spät. In rasender Eile zerfiel die Statue zu Staub, der undurchdringlich vor uns aufwallte. Einen winzigen Augenblick lang bevor ich die Augen schloß, glaubte ich, etwas sehen zu können; einen riesigen, aber wohlgestalteten Körper, der unseren Körpern verblüffend ähnlich sah. Mein photographisches Gedächtnis lieferte mir sofort das Bild und hielt es fest. Ich konnte das Phantombild in Ruhe betrachten.

Es war ein Mann gewesen, schlank und muskulös. Die Füße waren nackt, darunter lag eine dünne Platte aus Leder, die mit langen Riemen am Bein gehalten wurden. Als nächstes sah ich einen knielangen Rock, reich mit Stickereien verziert. Hier wurde das Bild undeutlich, ich konnte die Muster nicht klar sehen. Gehalten wurde der Rock von einem breiten Ledergürtel mit einer auffallend großen Gürtelschnalle aus Gold. Bewaffnet war der Mann mit einem langen Schwert, einem Dolch, der im Gürtel steckte, und einem Bogen über der Schulter: An einem Gurt hing auf der rechten Schulter ein pfeilgefüllter Köcher.

Ich sah einen schmalen Kopf, der von dunklen Haarlocken umrahmt wurde. Unter der freien Stirn saßen zwei Augen, dunkel und annähernd dreieckig. Diese Augen schienen mich anzusehen, und zusammen mit dem schmallippigen Mund machte das Gesicht den Eindruck, als würde es mich verächtlich ansehen.

Ich öffnete wieder die Augen.

Genau vor mir sah ich die Juwelen; sie lagen dort auf dem Boden, wovor kurzer Zeit noch zwei der hölzernen Riesen gewesen waren. Sie waren dunkel, von blauschwarzer Farbe und dreieckig wie die Augen, die ich gesehen hatte.

Ich wußte nicht, ob ich einen Frevel beging, aber ich suchte noch weitere Statuen auf. Sie zerfielen, sobald sie berührt wurden und legten dabei jeweils einen der dunklen Kristalle frei.

“Sartuponths Schatz”, murmelte ich.

Waren es diese merkwürdigen Juwelen gewesen, die der alte Mietbruder so hartnäckig gesucht

hatte? Ich konnte es ihm nicht verdenken, von den Steinen ging eine seltsame Anziehungskraft aus, vor allem dann, wenn das Licht des Scheinwerfers auf sie fiel.

Die Halle war riesig, der Scheinwerferstrahl bewies es mir. Überall lagen oder standen die Figuren in seltsamem Durcheinander.

Ich wußte nicht, woher der Wunsch stammte, der immer stärker von mir Besitz ergriff. Ich fühlte nur, daß ich nicht fortgehen durfte, ohne das Geheimnis gelöst zu haben, das diese Figuren umgab. Langsam ging ich tiefer in die Halle hinein. Fartuloon folgte mir zögernd, auch er schien der Faszination zu erliegen.

Unsere Schritte hallten wieder, und dieses Geräusch allein reichte aus, um einige der Statuen zerfallen zu lassen. Ich nutzte die Gelegenheit und nahm einen der Kristalle auf. Er lag überraschend schwer in der Hand und fühlte sich warm an, gleichzeitig überkam mich ein Gefühl, als würde ich langsam ausgesaugt.

Erschreckt ließ ich den Kristall fallen. Er polterte auf den Boden, überschlug sich einige Male und blieb dann liegen. Es mußte Zufall sein, daß er diese Lage einnahm, aber es wirkte erschreckend, daß er sich so neben einen anderen Kristall legte, daß daraus ein Augenpaar wurde, daß mich durchbohrend anstarrte.

Zögernd ging ich weiter. Ich traute der Anziehungskraft nicht, die die Halle auf mich ausübte. Ich wurde gelockt und abgestoßen zugleich.

Mir fiel auf, daß sich die Halle neigte. Offenbar führte sie tief in den Fels der Insel.

*“Fels?” warnte der Logiksektor. “Wenn dieser See seine Existenz einem lange zurückliegenden Meteoreinschlag verdankt, darf es in der Mitte des Sees keinen Fels geben, es sei denn, der Meteor wäre ringförmig gewesen. Wahrscheinlichkeit dafür nahe Null!”*

Ich ignorierte den Hinweis und ging weiter.

*“Vorsicht!”*

Der Impuls des Logiksektors kam überdeutlich, aber um einen Bruchteil zu spät.

Vor uns leuchtete es auf. Durch eine kleine Öffnung in der Decke der Halle fiel Sonnenlicht in das Dunkel. Es mußte wieder Zufall sein, daß wir genau zu dem Zeitpunkt die Stelle erreicht hatten, an der sich diese Ereignisse abspielten.

Vom Sonnenlicht allein konnte die Helligkeit nicht stammen, die uns entgegenschlug. Taghell wurde die Halle erleuchtet, und ich sah, wie die Kristalle aufflammten. Schillerndes, blauschwarzes Licht strahlten die Kristalle aus, ein Leuchten, das fluoreszierte. Ich spürte die Verlockung, die von diesem Licht ausging, und ich wehrte mich nicht dagegen. Bilder erschienen vor meinem geistigen Auge, unscharfe, verschwommene Darstellungen. Ich konnte keine Gestalten erkennen, auch keine unmittelbare Aussage, aber ich spürte, daß diese Bilder alles zu erfüllen versprachen, was ich mir wünschte.

Nur schwach nahm ich wahr, daß Fartuloon den gleichen Zauber erlebte und ihm erlag. Nebeneinander gingen wir voran, immer tiefer in den Fels hinein, begleitet vom Feuer der Juwelen.

\*

“Halt!” sagte Mexon plötzlich. Zyrrhoa gehorchte augenblicklich. Sie war froh, die schwere Last, die sie sich aufgebürdet hatte, für einige Zeit absetzen zu können. Es tat gut, das Gewicht nicht mehr zu spüren, obwohl sie erst eine kurze Strecke marschiert waren. Noch waren sie in Sichtweite des Turmes, der allerdings leicht zu erkennen war, da er auf einem Hügel stand.

Mexon setzte das Fernglas an die Augen und sah zum Turm hinüber. Deutlich sah er den großen Gleiter, der neben dem Turm aufsetzte. In größerer Entfernung tauchte ein weiteres Fahrzeug auf, dann erschien ein drittes.

“Eine halbe Invasionsarmee”, spottete Mexon leise.

Er war sich sicher, daß man ihn nicht erkennen konnte. Zyrrhoa und er hielten sich bereits im Dschungel auf, und das kleine Thermometer an Mexons Handgelenk zeigte an, daß die Lufttemperatur ziemlich genau seiner normalen Körpertemperatur entsprach. Selbst mit Infrarotoptiken konnte man ihn nicht erfassen. Mexon gab das Glas an Zyrrhoa weiter.

“Roboter!” murmelte das Mädchen. “Und jede Menge Soldaten!”

Sie wandte sich zu Mexon um und starrte ihn verblüfft an.

“Was hat das zu bedeuten?”

Achselzuckend antwortete der Dreifache Mondträger:

“Es ist genau das eingetreten, was wir befürchtet haben. Yakarron gehörte zur Gegenseite und hatte den Auftrag, dich auszuschalten. Immerhin warst du dumm genug, ihm von deinen merkwürdigen Beobachtungen zu erzählen. Nun, da er nicht rechtzeitig zurückgekommen ist, wird nach ihm gefahndet, und, wie du siehst, mit beträchtlichem Aufwand!”

Zyrrhoa setzte wieder das Glas an die Augen.

Mindestens fünfzig Körper bewegten sich in der Nähe des Turmes. Schwere, waffenstarrende Robots waren darunter, zahlreiche Uniformierte und einige Zivilisten, deren Gesichter Zyrrhoa zu ihrem Leidwesen nicht erkennen konnte. Hektisch rannten die Jäger auf dem Turmhügeln durcheinander. Offenbar hatte Yakarrons Leiche die Jäger alarmiert.

“Was werden sie tun?” wollte Zyrrhoa wissen.

“Uns suchen”, sagte Mexon knapp und übernahm das Fernglas.

Er konnte sehen, wie sich die Robots und die Soldaten zu zwei Truppen formierten und Aufstellung nahmen. Eine Zivilperson, die Mexon leider den Rücken zukehrte, gab den Bewaffneten offenbar Befehle, denn wenig später schwärmten sie aus. Während die Soldaten das Gelände in der Nähe der meteorologischen Station durchkämmten, wurden die Robots tief in den Dschungel geschickt.

“Dummköpfe!” schnaubte Mexon verächtlich.

Wenn der Führer des Kommandos genügend Intelligenz besessen hätte, hätte er ohne große Schwierigkeiten die Ereignisse der letzten Stunden aus den Spuren rekonstruieren können. Der Boden war noch weich vom Regen der letzten Nacht, und Mexon und Zyrrhoa hatten schwer an ihrem Gepäck zu schleppen gehabt. An seinen Schuhen konnte Mexon ablesen, wie tief die Spuren sein mußten, die sie hinterlassen hatten – mindestens einen Zentimeter, wahrscheinlich noch tiefer.

“Was machen wir, wenn sie uns finden”, seufzte Zyrrhoa. Ihr Gemüt schien von ähnlicher Beschaffenheit zu sein wie das Klima von Kalamdayon – heftigen Schwankungen unterworfen.

“Nichts”, antwortete Mexon, ohne sie anzusehen. “Gegen die Robots haben wir keine Chancen. Sie haben schärfere Sinne als wir und sind zehnmal reaktionsschneller. Wenn sie uns finden, werden wir es gar nicht merken – so schnell werden sie uns getötet haben.

“Deine Ruhe möchte ich haben”, murmelte Zyrrhoa und betrachtete angelegentlich ihre Schuhe. Mexon hatte mit seiner Schätzung recht behalten, die Nähte waren nur geklebt und hielten den Umweltbedingungen nicht stand. Schließlich waren sie für Spaziergänge entworfen worden, nicht für Dschungelmärsche. Ein Glück, dachte sie, daß sie noch ein zweites Paar mitgenommen hatte. Sie ekelte sich bei dem Gedanken, mit bloßen Füßen durch den Morast laufen zu müssen, in dem womöglich glitschige Würmer lebten.

“Hast du gar keine Angst?”

“Doch”, gestand Mexon. Unverwandt betrachtete er das Suchkommando. Die ersten Soldaten waren zu ihrem Befehlshaber zurückgekehrt. Ihre Gesten waren eindeutig, sie hatten die Gesuchte nicht gefunden.

Mehrzahl, korrigierte sich Mexon in Gedanken.

Da er den Gleiter Yakarrons nicht hatte starten können, war ein großer Teil des Gepäcks zurückgeblieben, das Mexon in den Gleiter verladen hatte. Wenn der Kommandant nicht blind war, mußte er irgendwann feststellen, daß in dem Gleiter zwei Hygienebeutel lagen, einer mit einem Lippenstift und ein zweiter mit einer Bartentfernungscreme.

Die ersten Robots kehrten zurück. Sie gestikulierten nicht, aber da Mexon noch nicht erschossen war, wußte er, was sie zu berichten hatten.

Mexon leckte sich aufgeregt die Lippen.

Die nächsten Minuten waren entscheidend.

Es gab zwei Möglichkeiten. Im ersten Fall fand der Kommandant die beiden Kulturbeutel, dann wußte er, daß Zyrrhoa nicht allein verschwunden war, sondern in Begleitung eines Mannes war. In diesem Fall würde der Kommandeur die Suchaktion wahrscheinlich fortsetzen.

Fand er den verräterischen Hinweis nicht – die mindestens ebenso beweiskräftigen Fußspuren hatten seine Leute bereits mit bemerkenswertem Geschick zertrampelt – mußte er schlußfolgern, daß Zyrrhoa zu Fuß in den Dschungel geflüchtet war. Ihr Gleiter stand immer noch defekt neben dem Turm.

Ein Soldat kehrte aus dem Turm ins Freie zurück. Mexon sah ihn wild gestikulieren, er malte irgend etwas Kastenförmiges in die Luft.

Zyrrhoas Schminkkoffer, erinnerte sich Mexon.

Der Kommandant – er wandte Mexon noch immer den Rücken zu – stemmte die Hände in die Hüften und beugte sich etwas vor. Mexon versuchte sich vorzustellen, welche Worte diese Geste begleiteten. Die Antwort lieferte der Soldat, er schlug sich mit den Händen auf die Oberschenkel und beugte sich ebenfalls vor. So reagierte kein Soldat, wenn er angebrüllt wurde – höchstens, wenn er in das Gelächter seines Vorgesetzten einfiel. Offenbar fanden die Männer die Menge an Kosmetika, die Zyrrhoa in den Turm geschleppt hatte, hochgradig erheiternd.

Sekundenlang hielt Mexon den Atem an.

Einer der Soldaten hatte in den Gleiter gegriffen und hielt zu Mexons Entsetzen beide Hygienebeutel in die Höhe. Jetzt mußte der Offizier wissen, daß er zwei Personen zu jagen hatte.

“Euch möchte ich kommandieren!” knurrte Mexon Sekunden später.

Die verräterischen Beutel hatten nur einen weiteren Lachanfall ausgelöst, dann hatte der Soldat sie zurückgelegt.

“Bitte?”

“Nichts besonderes”, wehrte Mexon ab. So viel Dummheit mitansehen zu müssen, tat fast schon weh, selbst wenn es ihm zum Vorteil gereichte.

Es war nicht ganz einfach, aus den Gesten der Beteiligten abzulesen, was sie sagten, aber nach einiger Zeit war sich Mexon fast sicher, daß er den Plan des Kommandanten kannte.

“Sie ziehen ab!” stellte er fest. “Zyrrhoa, steh auf.”

“Wirklich?”

Mexon reichte ihr das Fernglas.

Zyrrhoa konnte sehen, wie die Robots und die Soldaten ihre Fahrzeuge bestiegen. Es dauerte nur wenige Minuten, dann war der Haufen verschwunden. Verlassen ragte der Wetterturm in den Himmel.

“Herrlich”, freute sich Zyrrhoa. “Dann können wir ja zurückkehren!”

Bedauernd sagte Mexon:

“Du hast den Robot nicht gesehen, den sie zurückgelassen haben. Er steht hinter dem Turm, für uns nicht sichtbar. Wir können nicht zurück. Selbst wenn wir es schaffen würden, den Robot auszuschalten – er ist mit Sicherheit so präpariert, daß wenig später die Soldaten wieder auftauchen würden.”

“Und warum suchen sie nicht mehr nach uns?”

Mexon stieß ein bitteres Lachen hervor.

“Ganz einfach”, sagte er. “Sie hoffen, daß der Dschungel ihnen die Arbeit abnehmen wird, uns zu töten.”

## 2.

“Phantastisch!” stieß Fartuloon hervor. Ich nickte.

Immer stärker wurde die Anziehungskraft unserer Umgebung. Fast mechanisch machten wir einen Schritt nach dem anderen, immer tiefer drangen wir in die unterirdische Welt der Megalithbauten ein.

Mit normalen physikalischen Mitteln ließ sich nicht erklären, warum es um uns so hell strahlte. Das Licht des Handscheinwerfers reichte dazu nicht aus. Nach den Gesetzen der Physik konnten die Juwelen nicht mehr Licht zurückwerfen, als sie erhielten – sie taten es aber.

Je weiter wir uns von einem der Kristalle entfernten, desto heller wurde es. Als ich ein Juwel in die Hand nahm und dicht vor die Augen hielt, sah ich nur einen dunkelblauen Kristall. Ich hielt ihn nur kurz, denn das Gefühl, förmlich ausgesogen zu werden, wurde mit jeder Sekunde stärker, vor allem aber der Wunsch, sich diesem Phänomen nicht entgegenzustellen.

Eine Armlänge von meinen Augen entfernt, schimmerte der Stein tiefblau, und je weiter ich mich von ihm entfernte, desto heller wurde der Schein.

Ich erschrak.

Plötzlich formte sich in meinem Hirn ein Gedanke. Wie ein Blitz durchzuckte mich eine Erklärung für das Phänomen der strahlenden Steine.

Der Satz von der Erhaltung der Energie besagte, daß die Summe aller Energien im Universum konstant war. In der Folge hatten Wissenschaftler entdeckt, daß es verschiedene Energieformen gab, die

aber im Laufe von Jahrmilliarden allesamt in Wärme umgewandelt werden mußten. Dieser Prozeß galt als nicht umkehrbar.

Ich schaltete den Handscheinwerfer aus, und schlagartig umging uns wieder die Finsternis. Ich holte tief Luft und schaltete den Scheinwerfer wieder ein.

Sofort flammte es um uns wieder auf. Die Strahlung wurde also zweifelsfrei vom Scheinwerfer ausgelöst, aber die Juwelen der Megalithruine strahlten wesentlich mehr Energie in Form von Licht ab, als sie von dem Scheinwerferlicht empfangen.

Es war denkbar, daß die Steine auf geheimnisvolle Weise Energie aus der Umgebung bezogen und als Licht abstrahlten.

Möglich schien mir aber, und der Gedanke war grauenvoll, daß die Megalithbauer eine Möglichkeit gefunden hatten, Naturgesetze einfach umzukehren, sie ins Gegenteil umschlagen zu lassen.

Ich sah auf meine Uhr, aber ich konnte daran nicht ablesen, ob im Bereich der Höhle die Zeit vielleicht rückwärts lief.

*„Wirf einen Stein in die Höhe!“*

Die Aufforderung kam von meinem Extrahirn, und ich setzte diesen Rat sofort in die Tat um.

Der Stein stieg in die Höhe und blieb an der Decke hängen. Ich sah dies, und auch Fartuloon, der kreideweiß geworden war. Vermutlich war er zu, ähnlichen Überlegungen gelangt wie ich.

*„Nicht beweiskräftig“* analysierte der Logiksektor, aber das half mir nicht.

Die Konsequenzen, die sich aus meiner Befürchtung ergaben, waren grauenvoll. Zeit, die rückwärts lief; Tote, die aus den Gräbern stiegen und immer jünger wurden; Wasser, das bei Temperaturerhöhung zu Eis wurde und von Kälte zum Sieden gebracht wurde; die Abfolge von Ursache und Wirkung auf den Kopf gestellt – eine Entdeckung, die das Universum aus den Angeln heben konnte.

„Fartuloon, denkst du das gleiche wie ich?“ fragte ich leise.

In das Leuchten kam Bewegung, bläuliche Schleier bewegten sich in der kühlen Luft. Ich begann, ich konnte es nicht verhindern, zu zittern, konnte die Lampe in meiner Hand nicht länger ruhig halten.

„Die Bewegung im Leuchten ist ursächlich mit dem Zittern deiner Hand verknüpft!“ stellte der Logiksektor fest.

Mir wurde klar, daß die Lichtschleier entstanden waren, bevor meine Hand zu zittern begonnen hatte. Das Leuchten hatte mich erzittern lassen, und das wieder hatte das Leuchten verändert.

Schlagartig wurde mir bewußt, wie ungeheuerlich die Entdeckung der Megalithbauer gewesen sein mußte. Denn mir fiel auf, daß ich überhaupt keine Möglichkeit hatte, diesen Vorgang sprachlich auszudrücken.

Wenn ich die Hand bewegte, kam Bewegung in das Leuchten.

Ich konnte diesen Satz umstellen:

Dann kam Bewegung in das Leuchten, wenn ich die Hand bewegte.

Aber diese Umstellung war rein grammatikalisch, nicht logisch. Ich wußte mit erschreckender Deutlichkeit, daß ich dieses Phänomen nicht einmal richtig *denken* konnte. Die logische Verknüpfung von Ursache und Wirkung war so tief in mein Weltverständnis eingebaut, daß eine Umkehr begrifflich nicht erfaßbar war. Selbst wenn ich sagte, daß unter dem Einfluß der Höhle der strahlenden Steine eine Wirkung eine Ursache hervorrief, reichte dies nicht aus, ich hatte nur zwei abstrakten Begriffen neue Namen gegeben. Für kausale Verknüpfungen im Denksystem der Megalithbauer mußten völlig neue Begriffe gefunden werden.

Flüchtig sah ich auf Fartuloon. Der Bauchaufschneider stand mit geschlossenen Augen vor mir und bewegte sich nicht. Ich ahnte, daß er das gleiche tat wie ich. Er versuchte, in das Chaos seiner Gedanken Ordnung zu bringen – vergebens natürlich.

Niemand konnte diesen Gedanken zu Ende denken, jedenfalls kein normaler Mensch. Mein Extrahirn schwieg und überließ mich mir selbst, selbst dieses Zusatzorgan war nicht in der Lage, die Phänomene zu erfassen. Nicht einmal die riesige Positronik, die auf Arkon III zur Zeit gebaut wurde und alles übertreffen sollte, was es auf diesem Gebiet gab, hätte dieses Problem bewältigen können – denn Positroniken waren in Stahl, Leitungen und Programme gegossene Logik.

Logik ging von einfachsten Voraussetzungen aus und versuchte, die Welt in Begriffen und deren Verknüpfungen zu erfassen. Dieses Netz schien feingewebt und tragfähig, aber ich wußte nun, daß dieses Netz nur eine Ausbildung der Wirklichkeit war.

$E=mc^2$

So lautete die logische Verknüpfung, die wir kannten, und die wir für richtig hielten. Nur mit dieser

einen Zusammenstellung dreier Größen, der Energie, der Masse und der Lichtgeschwindigkeit als der einzigen konstanten Größe im Universum ließ sich arbeiten.

Jetzt aber war diese Verknüpfung nur eine unter vielen, die alle richtig waren: es war richtig, daß Kraft mal Radius, geteilt durch Winkelgeschwindigkeit mal linearem Wärmeausdehnungskoeffizienten eine vernünftige Formel ergaben. In meinem Universum waren alle anderen Formeln außer  $E = mc^2$  falsch, im Universum der Megalithbauer war diese Formel falsch, alle anderen möglichen Zusammenstellungen aber zutreffend, auch wenn sie sich widersprachen.

„Aufhören!“ schrie der Logiksektor.

Dieser Impuls, der mich vor Schmerz fast aufschrien ließ, war der stärkste Beweis dafür, daß der Wahnsinn nach mir griff.

Das Extrahirn übernahm die Kontrolle über meinen Körper. Ich wußte nicht mehr, was ich tat. Ganz entfernt nahm ich wahr, daß sich mein Körper bewegte, daß ich nach einem erstarrt scheinenden Fartuloon griff und ihn vor mir herstieß. Sekundenlang war ich verwundert, denn die Befehle des Extrahirns trieben meinen Körper vorwärts, tiefer in das blaue Leuchten hinein. Mit jedem Schritt, den ich machte, verstärkte sich der Druck. Ich versank in einem uferlosen Meer aus Gedanken und Empfindungen, die chaotisch durcheinanderwirbelten. Und plötzlich wußte ich nicht einmal mehr, ob es mich selbst gab.

Ich verlor das Bewußtsein.

\*

Zyrrhoa rieb sich die schmerzenden Füße. Sie war müde und hungrig, aber merkwürdigerweise fühlte sie sich wohl. Sie war stolz darauf, nicht schlappgemacht zu haben. Mit den gleichen Bewegungen hatte sie die Insekten auf ihrer Haut erschlagen, wie sie sie bei Mexon gesehen hatte. Er war schon so an den Dschungel gewöhnt, daß er die Bewegung mechanisch ausführte. Zyrrhoa hatte auch nicht geklagt, als Mexon ihr Wasser gereicht hatte. Sie hatte nicht über den ekelerregenden Geruch der Brühe geklagt, auch nicht über das Bild, das sie auf dem Wasser gesehen hatte – die dunklen Ringe unter den Augen, die stark gerötete Nase, deren Haut in den nächsten Tagen abpellen würde, die von Insektenstichen aufgequollenen Gesichtszüge.

Mexon war damit beschäftigt, ein Feuer anzuzünden, über dem sie das Fleisch braten konnten. Mexon hatte das Tier vor einer Stunde geschossen, und Zyrrhoa war nicht einmal übel geworden, als Mexon das Tier gehäutet und ausgeweidet hatte und an seinen Armen das noch warme Blut herabgelaufen war.

Zyrrhoa wußte, daß sie für ein anderes Leben geboren und erzogen worden war, für ein Leben in Luxus und Annehmlichkeiten. Keine Fußmärsche, keine Insektenstiche, keine unappetitliche Vorbereitung von kärglichen Mahlzeiten. Hätte man sie vor einigen Tagen vor die Wahl gestellt, sich entweder zu erschießen oder tagelang durch den Dschungel von Kalamdayon zu marschieren, sie hätte sicherlich zur Waffe gegriffen.

Der Wind trug einen angenehmen Geruch zu ihr herüber. Auf einem improvisierten Grill drehte Mexon das Tier über dem Feuer.

Zyrrhoa begann zu lächeln.

Es paßte alles zusammen. Sie erinnerte sich an den Abend, als Mexon völlig erschöpft auf den Turm zugewankt und vor ihren Füßen zusammengebrochen war. Sie hatte ihn in den Turm geschleift und erst einmal gesäubert. Sie erinnerte sich, wie sie die Nase gerümpft hatte, als sie Mexons Gesicht von der Maskerade befreit und dabei ein gebrochenes Nasenbein freigelegt hatte.

Jetzt paßte die Nase. Sie paßte zu dem nackten Oberkörper, der von roten Einstichstellen und Striemen übersät war, sie paßte zu dem kantigen Gesicht, dessen Ausdruck sich mit jedem Flackern der Flammen änderte.

Zyrrhoa lächelte.

Sie verzog die Lippen, weil ihr plötzlich klargeworden war, daß sie sich romantischen Träumereien hingegeben hatte. Sie hatte sich in ein typisches Rollenklischee hineingesteigert, die Situation schrie förmlich danach. Da war der geheimnisvolle Dschungel, dessen Gefahren sie verdrängt hatte, da war die kleine, still und stumm leidende Frau und ihr starker, männlicher Beschützer, der ein wenig brutal aussah und mit bewundernswertem Geschick alle Probleme zu meistern wußte, der Wasser fand und Tiere jagte, der ein Feuer anlegen und einen Grill improvisieren konnte. Zu diesem Bild paßten

die dunkle Glut der untergehenden Sonne und die Geräusche des Dschungels, die sie erschauern ließen.

“Hier!”

Mexon warf ihr ein Stück Braten hinüber. Das Fleisch war heiß, Zyrrhoa zuckte mit der Hand zurück und ließ den Schenkel fallen. Mexon schüttelte den Kopf.

“Typisch Weib”, drückte diese Geste aus. Zyrrhoa wußte das und ärgerte sich.

Sie riß einige große Blätter aus dem Strauch neben ihrem Sitzplatz und wickelte sie um den Knochen des gebratenen Schenkels. Jetzt konnte sie sich die Finger nicht mehr verbrennen.

Es fehlte Salz an dem Braten, stellte sie fest, aber der Geschmack des Fleisches wurde vom nagenden Hunger beträchtlich aufgewertet. Sie aß hastig, und auch Mexon schlug mit der Gier eines ausgehungerten Raubtiers seine Zähne in das saftige Fleisch.

Nach dem Essen holte Mexon noch trockenes Holz und schichtete es neben dem Feuer auf.

“Laß es nicht ausgehen!” schärfte er Zyrrhoa ein. “Wenn du die Augen nicht länger offenhalten kannst, dann wecke mich!”

Er wickelte sich in eine Decke, streckte sich auf dem weichen Boden aus und war nach einigen Minuten fest eingeschlafen.

Der romantische Zauber war verflogen. Die Tatsache, daß Mexon eine Nachtwache für nötig hielt, zeigte Zyrrhoa deutlich, daß der Dschungel auch nachts keineswegs ungefährlich war.

Sie sah sich um. Es tat gut, die Sterne erkennen zu können. Einer der strahlenden Punkte am nachtdunklen Himmel konnte Arkons Sonne sein. Wäre sie jetzt dort gewesen, hätte sie sich in ein bequemes Bett legen und von aufregenden Abenteuern träumen können.

Zyrrhoa legte Holz nach. Das Feuer knisterte leise, entwickelte aber nur wenig Rauch. Die junge Frau sah sich das Holz genau an. Beim nächsten Mal wollte sie Feuerholz sammeln, und es durfte ihr nicht passieren, daß sie an Holz geriet, das schlecht brannte oder gar eine kilometerweit sichtbare Rauchsäule aufsteigen ließ.

Zyrrhoa drehte sich zu Mexon herum, der sich im Schlaf unruhig bewegte. Sie streckte ihm die Zunge heraus. Einen Augenblick lang überlegte sie, ob sie ihn durchschlafen lassen sollte, um ihm zu zeigen, daß sie ebensogut Strapazen ertragen konnte wie er, aber dann wurde ihr klar, daß sie diese überflüssige Demonstration Kraft kosten würde, die ihr morgen fehlen konnte.

Zyrrhoa hatte sich auf den Boden gesetzt, vorsichtshalber hielt sie die Waffe entschert in der Hand. Sie hatte sich für einen Blaster entschieden. Mit einem Paralysator hätte sie nur Tiere stoppen können. Ob diese Waffe auch bei fleischfressenden Pflanzen wirkte, stand nicht sicher fest.

Etwas knackte.

Das Geräusch erklang hinter Zyrrhoas Rücken. Sie fuhr herum und richtete die Waffe in diese Richtung. Zyrrhoa holte einen brennenden Zweig aus dem Feuer und hielt ihn die Höhe.

Die Flamme beleuchtete ein kleines Pelztier, etwa so lang wie Zyrrhoas Unterarm. Schwarze Knopfaugen blinzelten zu der jungen Frau hinüber, dann setzte sich das Tier auf die kräftigen Hinterbeine und begann sich das Fell zu putzen. Unwillkürlich begann Zyrrhoa zu lächeln.

Das Tier hatte eine dünne, biegsame Zunge, mit der es sein Fell beleckte. Diese Zunge schoß Zyrrhoa plötzlich entgegen. Die junge Frau wurde von dem Angriff so überrascht, daß sie keine Reaktion zeigte. Als sie versuchte aufzuspringen, hatte sich diese meterlange Zunge bereits um ihren Hals geschlungen und zog sich mit großer Kraft zu.

Zyrrhoa ließ die Fackel fallen und griff nach ihrem Hals, der immer stärker zugeschnürt wurde. Der Atem ging ihr aus, und sie bekam die Zungenschlinge nicht zu fassen, sie war zu dünn.

Zyrrhoa versuchte zu schreien, aber sie brachte nur ein ersticktes Röcheln hervor. Mexon drehte sich auf die andere Körperseite und schlief weiter.

Verzweifelt rang Zyrrhoa nach Luft. Mit den Fingernägeln riß sie sich die Haut am Hals auf, in dem verzweifelten Versuch, die mörderische Schlinge fassen und lockern zu können. Rote Schleier tauchten vor ihren Augen auf, langsam kippte die junge Frau zur Seite.

Sie war nahe daran, das Bewußtsein zu verlieren. Ihre Finger krallten sich in den Boden, dann spürte sie etwas Hartes in ihrer rechten Hand. Mit letzter Kraft ergriff Zyrrhoa das Holz der Fackel. Sie sah nicht mehr genug, um zielen zu können, daher bewegte sie die Fackel vor ihrem Gesicht hin und her.

Schlagartig wurde der Druck auf ihren Hals stärker, gleichzeitig erklang ein leises Heulen. Zyrrhoa bewegte die Fackel zurück, dann stoppte sie die Bewegung.

Die Schlinge um ihren Hals lockerte sich rasch. Zyrrhoa bekam wieder Luft. Ihre Augen konnten die Umgebung nicht fixieren, aber sie sah verschwommen eine kleine Gestalt, die fluchtartig im Unterholz



verschwand.

Schwer atmend richtete sich Zyrrhoa auf. Ihr Hals schien in Flammen zu stehen. Die lange Zunge des Tieres war feucht gewesen, und diese Flüssigkeit hatte ihren Hals verätzt.

Die Schmerzen gingen langsam zurück, als Zyrrhoa die Verletzung mit einer Salbe aus den mitgeführten Medikamenten bestrich. Sie ärgerte sich über ihren Leichtsinn, war aber gleichzeitig froh, daß sie dieser Vorfall gerade noch rechtzeitig gewarnt hatte. Sie wußte jetzt, daß sie sich keine Sekunde Unaufmerksamkeit erlauben durfte. Die Natur dieses Planeten barg viele Überraschungen, und die meisten davon konnten tödlich sein.

Zyrrhoa rieb sich den schmerzenden Hals, während sie sich wieder neben Mexon auf den Boden setzte. Sie beschloß, Mexon nichts von dem Vorfall zu erzählen. Es konnte nicht schaden, wenn er etwas mehr Vertrauen zu seiner Partnerin entwickelte, auch wenn er diese Partnerschaft nicht gewollt hatte.

Behutsam legte Zyrrhoa Holz nach. Die Nacht war noch sehr lang.

### 3.

Langsam fand ich wieder in die Realität zurück.

Unter mir fühlte ich kalten und harten Fels, und über meinen Körper strich kühle Luft. Ich lag auf dem Boden und fühlte mich völlig zerschlagen. Aber ich konnte wieder klar denken, und das war das Wichtigste. Als ich die Augen öffnete, sah ich neben mir Fartuloon liegen. Der Bauchaufschneider kam gerade zu sich.

“Atlan!” murmelte er. “Sohn, wo steckst du?”

Ich lächelte ihn an. Es war typisch für ihn, daß er als erstes an mich dachte.

“Hier, alter Freund!”

Ich streckte die Hand nach ihm aus. Gegenseitig halfen wir uns auf die Beine. Ich sah, wie der Bauchaufschneider sich den Nacken massierte, auch in meinem Hinterkopf fühlte ich einen leichten Druck.

“Wir sind offenbar noch nicht wahnsinnig”, stellte Fartuloon fest. “Was glaubst du?”

Ich machte eine hilflose Geste.

“*Hypnotische Täuschung*”, erklärte das Extrahirn lakonisch und ich gab die Bemerkung an Fartuloon weiter.

“Es war also eine Hypnofalle”, murmelte Fartuloon. “Bemerkenswert geschickt gemacht, muß ich zugeben. Fast hätte sie uns umgebracht.”

Er deutete auf den Boden.

Wir waren offensichtlich nicht die ersten, die in den Megalithbau eingedrungen waren. Rasch versuchte ich zu zählen. An die dreißig Menschen hatten hier den Tod gefunden. Ihre Knochen lagen weiß auf dem dunklen Felsboden. Die Kratzspuren an den Wänden verrieten uns, wie diese Menschen ihre letzten Stunden verbracht hatten – im Wahnsinn tobend. Sie hatten millimetertiefe Kratzer in dem harten Fels hinterlassen, sie waren mit den Zähnen auf ihn losgegangen. Zwischen den Knochen lagen Ausrüstungsgegenstände, Waffen und Vorräte. Eine kurze Prüfung ergab, daß wir nichts davon gebrauchen konnten. In ihrer Unachtung hatten die Opfer der Hypnofallen alles vernichtet. Schmelzspuren an den Wänden verrieten, daß sie ihre Waffen auf den Fels leergeschossen hatten.

“Kein Wunder, daß von dieser Schatzsuche niemand zurückgekehrt ist”, bemerkte Fartuloon.

“Fünfundzwanzig Arkoniden oder Arkonabkömmlinge, darunter drei Frauen, wie die Knochen bewiesen. Dazu vier Individuen, die nicht von Arkoniden abstammen.”

“Keine Tiere?” staunte ich.

“Woher auch”, gab Fartuloon zurück. “Einem Tier wird es nichts ausmachen, wenn man in seinen Gedanken die Natur auf den Kopf stellt. Vermutlich reicht das Lichtphänomen vollkommen aus, um sie zurückzutreiben. Was nun? Suchen wir weiter oder kehren wir um.”

“Nein”, antwortete ich sofort.

“Sohn, auf eine alternative Frage kann man nicht mit ja oder nein antworten! Aber ich nehme an, daß du keine Lust hast, noch einmal die Hypnosesperre zu durchlaufen.”

Ich nickte. Noch saß mir der Schreck dieser heimtückischen Anlage in den Knochen. Das Bewußtsein, daß es sich nur um eine Hypnofalle handelte, würde kaum verhindern, daß wir ein zweites Mal an den Rand des Wahnsinns gerieten. Ich fragte mich, was für Wesen solche Sperren gebaut hatten.

“Vorsichtig”, kommentierte der Logiksektor. “Je nach Bedeutung des zu schützenden Gutes würden Arkoniden nicht anders handeln!”

Die Bemerkung traf ins Schwarze, vor allem deshalb, weil ich nicht wissen konnte, was für eine Mentalität die Megalithbauer gehabt hatten.

“Wer sagt, daß sie ausgestorben sind?” erkundigte sich das Extrahirn. “Mehr als die Erzählungen Sartuponths hast du nicht als Beweis?”

Ich gab den Kommentar sofort an Fartuloon weiter. Der Bauchaufschneider hob zweifelnd die Braue.

“Wir werden es wohl oder übel herausfinden müssen”, sagte er entschlossen. “Machen wir uns auf den Weg.”

Das war leichter gesagt als getan. Der Gang, den wir durchwandert hatten, endete hier. Aber ich war mir sicher, daß es einen Ausgang gab. Die geheimnisvollen Bewohner dieser Anlage hatten bereits bewiesen, daß es ihnen nicht eingefallen war, einem Eindringling die Arbeit zu erleichtern. Ich wußte natürlich nicht, welche Seitenabzweigungen es in jenem Bereich der Strecke gab, den ich zurückgelegt hatte, als nur noch das Extrahirn gearbeitet und meinen Körper geleitet hatte.

“Richtig!”

Ich grinste, als ich den Impuls des Logiksektors bemerkte. Natürlich, jeder, der die Hölle der Hypnofalle hinter sich gebracht hatte, würde den Ausgang vorne suchen, nicht dort, wo er bereits gewesen war. Ich erklärte Fartuloon meinen Plan, er war zwar nicht begeistert, schloß sich mir aber sofort an, als ich ein Stück zurückging.

Weit war ich in meiner geistigen Ohnmacht nicht gekommen. Bereits wenige Meter zurück war der Druck bemerkbar, der auf unsere Hirne einwirkte. Er verstärkte sich mit jedem Schritt. Bemerkenswert war, daß die mentalen Impulse uns früher in die Anlage hineingelockt hatten, diesmal aber dazu drängten, umzukehren. Einen besseren Beweis für die Richtigkeit meiner These konnten wir schwerlich finden.

Endlich entdeckten wir auch den gesuchten Ausgang.

Ich sah das Flimmern als erster. Die Markierung verlief auf dem Boden, senkrecht zur Richtung des Ganges, der von dem geheimnisvollen blauen Leuchten gespenstisch erhellt wurde.

Es schien, als seien Diamanten in den Boden eingelassen worden, um uns die Richtung zu weisen. Ich nahm mir nicht die Zeit, diese glitzernden Teile der Markierung zu untersuchen, denn ich spürte, daß sich die Wirkung des blauen Leuchtens merklich vermindere, je tiefer wir in die Anlage eindringen. Erst als von dem Druck auf das Hirn fast nichts mehr zu spüren war, kniete ich nieder.

Ratlos zuckte ich mit den Schultern. Selbst die Informationen des Extrahirns halfen nicht weiter. Ich kannte dieses Mineral nicht.

Die Markierung sah aus wie ein glitzerndes Band, das am Boden des Stollens verlegt worden war. Das Band war knapp daumendick und fest mit dem Felsboden verhaftet. Es bestand aus zahllosen kleinen Kristallsplittern, die im Licht des Handscheinwerfers glitzerten und strahlten. Auf den ersten Blick wirkten die Splitter wie hochkristalliner Kohlenstoff, aber das Extrahirn belehrte mich, daß Diamanten in solcher Form das Licht besonders brechen mußten, als es bei den Bandkristallen der Fall war.

“Merkwürdig”, murmelte Fartuloon, sichtlich beeindruckt. “Aber nicht unnatürlich. Vielleicht finden wir eine Erklärung dafür. Wir müssen nur dem Stollen folgen!”

Das Wort Stollen traf den Sachverhalt ziemlich genau. Der Gang machte tatsächlich weit eher den Eindruck eines bergmännischen Stollens als den eines Ganges. Der Querschnitt des Stollens war exakt rechteckig, ohne jeden Zierrat aus dem massiven Fels geschlagen. Die Schmucklosigkeit roch förmlich nach Arbeit.

Dennoch mußte der Eindruck täuschen. Wäre dies ein Bergwerk gewesen, dessen Stollen in die Tiefe führte, hätte die Temperatur langsam ansteigen müssen. Uns wehte aber ein merkwürdig kühler Wind entgegen, der mit Sicherheit nicht aus der Tiefe eines Schachtes stammte. Dazu fiel mir ein, daß zu einer sorgfältigen Bewetterung Maschinen nötig waren – wir hatten aber bisher nicht einmal den kleinsten Hinweis auf eine technische Entwicklung gefunden.

Die Megalithbauer waren ein rätselhaftes Volk, das stand fest. Entweder hatten sie den Meteoreinschlag, der den Ringwall und den See gebildet hatte, vorgetäuscht, oder sie hatten dort, wo naturgemäß keine Felseninsel sein durfte, eine Insel künstlich geschaffen, und wie es schien, eine Insel aus einem Guß. Vergeblich suchte ich an den Wänden nach Anzeichen, daß die Insel aus gewaltigen Steinquadern aufgebaut worden war. Aber ich fand keine Nahtstellen. Hatten die Megalithbauer die Insel

aus einem einzigen Fels gebaut, den sie in der Mitte des Sees plaziert hatten – eine unglaubliche Leistung, mußte ich zugeben, vor allem, wenn dafür keine Maschinen zur Verfügung standen.

Auf der anderen Seite konnte ich mir nicht vorstellen, wie mit primitiven Werkzeugen das kristallene Band geschaffen worden sein konnte. Primitiv war auch das falsche Wort, den Stollen zu beschreiben. Warum hatten die Megalithbauer ihn so exakt rechteckig angelegt, die Wände förmlich glattgeschliffen?

Antworten auf diese Fragen gab es einstweilen nicht. Wenn wir sie finden wollten mußten wir diese unterirdische Anlage näher untersuchen, obwohl uns die Zeit auf den Nägeln brannte.

Fartuloon und ich waren frei, wenn man den Status eines gejagten Wildes als frei bezeichnen wollte. Aber unsere Gefährten waren noch gefangen, und mit jedem Tag, den wir ungenutzt verstreichen ließen, sanken ihre Chancen.

Meine Uhr zeigte mir, daß wir dem glitzernden Band schon länger als eine Stunde folgten. Der Stollen führte abwärts, aber noch gab es keinen Hinweis auf ein Ziel. Irgendeinem Zweck aber mußte diese Anlage gedient haben.

Ich rätselte noch an dieser Frage herum, als sich der Stollen verbreiterte. Er führte in eine Halle mit leicht gewölbter Decke, die annähernd kreisrund war. Ich dachte an einen Knotenpunkt, aber ich wurde enttäuscht. Auf der anderen Seite der Halle führte der Stollen weiter in die Tiefe, andere Ausgänge gab es nicht.

Dafür sahen wir die Statuen.

Ein Rätsel mehr. Die Figuren waren in ähnlicher Weise beschädigt wie die hölzernen Gestalten, die wir früher gefunden hatten. Die Gesichtszüge waren bis zur Unkenntlichkeit zerfressen und verschliffen. Das – doppelte – Rätsel bestand darin, daß diese Statuen aus Stein gefertigt waren, aus dem gleichen Fels, der auch die Stollenwand bildete. Die Wände des Stollens aber wiesen überhaupt keine Verwitterungserscheinungen auf. Was für eine Erosion war das, die die Stollen verschonte, dafür aber an den Statuen genagt hatte? Der zweite Teil des Rätsels war noch schwieriger zu lösen. Holz- und Steinfiguren waren gleichermaßen unkenntlich. Die hölzernen Statuen aber waren teilweise der Witterung ausgesetzt gewesen. Wenn die Natur nicht auf den Kopf gestellt war, hätten wir von den Holzfiguren nicht einmal mehr Reste finden dürfen. Es sei denn, die Steinstatuen waren einige Jahrzehntausende älter als die Holzfiguren.

Während ich mich mit diesen Fragen herumschlug, untersuchte Fartuloon die Statuen. Sie zerfielen nicht, als er sie berührte.

Etwas krachte hinter mir. Ich fuhr herum und sah, wie sich ein gewaltiger Block aus der Decke des Stollens herabsenkte. Es war bereits zu spät, etwas dagegen zu tun. Bevor ich auch nur einen Schritt machen konnte, war der Stollen abgeriegelt. Ein rascher Blick zeigte mir, was ich bereits vermutete – auch der zweite Weg aus der Halle war verschlossen.

“Besten Dank, Herr Bauchaufschneider!” sagte ich spöttisch. Für mich stand fest, daß wir diese Lage Fartuloon zu verdanken hatten; seine Berührung hatte die Falle zuschnappen lassen.

“Keine Aufregung”, sagte Fartuloon gelassen. “Wir sind hineingeraten, wir werden auch wieder herausfinden.”

“Halte ihn zurück!” warnte der Logiksektor.

Ich schlug die Warnung in den Wind. Nervös sah ich zu, wie sich der Bauchaufschneider auch an anderen Statuen zu schaffen machte. Er war auf den gleichen Gedanken gekommen wie mein Extrahirn: wenn die Berührung einer Statue die Verschußblöcke bewegte, konnten andere Statuen andere, vielleicht rettende Mechanismus auslösen.

Fartuloon hatte recht. Etwas bewegte sich in meinem Blickfeld. Gebannt sah ich zu, wie ein Teil der Wand langsam in den Boden versank. Helles Licht strahlte uns entgegen.

\*

Zyrrhoa erwachte, als Mexon sie sanft anstieß. Sie blinzelte verwirrt und brauchte einige Zeit, bis sie wieder wußte, wo sie war.

“Du scheinst Alpträume gehabt zu haben”, meinte Mexon nachdenklich. “Du hast im Schlaf geschrien, als ob dich alle Sternenteufel gleichzeitig gejagt hätten.”

“Mag sein”, gab Zyrrhoa zu. “Wie spät ist es?”

“Früher Morgen”, antwortete Mexon. Er reichte ihr eine ausgehöhlte Nußschale, die so groß war,

daß Zyrrhoa sie mit beiden Händen nicht umfassen konnte. Die Flüssigkeit darin war heiß und roch angenehm. Zyrrhoa trank langsam davon. Der schlechte Geschmack des Wassers wurde von den Kräutern, die Mexon darin erhitzt hatte, nur unvollkommen verdeckt.

Noch während Zyrrhoa geschlafen hatte, war Mexon an der Arbeit gewesen. Er hatte vier junge Bäume gefällt und ihres Astwerks beraubt. Mit Pflanzenfasern, die er zu einem Seil zusammengedreht hatte, waren die Stämme zusammengebunden worden. Fast die gesamte Traglast hatte er darauf festgeschnallt. Zyrrhoa begriff schnell, wie vorteilhaftes war, wenn die Last nur gezogen und nicht mehr getragen werden mußte. Trotzdem fühlte sie sich leicht verärgert. Mexons Verhalten ließ sehr deutlich erkennen, daß er in ihr nicht mehr sah als ein leidlich hübsches Mädchen, gerade ausreichend intelligent genug, um einen Fuß vor den anderen setzen zu können, ansonsten aber beschränkt und hilfsbedürftig. Was sie noch weit mehr ärgerte, war der Umstand, daß diese Betrachtungsweise nicht völlig falsch war. Sie hatte bisher keine Möglichkeit gefunden, sich als Partnerin zu beweisen, deren Intelligenz, Umsicht und Tatkraft man vertrauen konnte.

Unwillkürlich griff sich Zyrrhoa an den Hals. Die Würgemale waren noch deutlich zu spüren. Mexon grinste verhalten und jetzt erst erkannte Zyrrhoa, daß sich um seinen Hals ein ähnlicher Striemen zog. Offenbar war Mexon in die gleiche Falle getappt.

“Du hättest mich warnen müssen”, sagte Mexon ruhig. “Aber ich verstehe, daß du es nicht getan hast.”

Zyrrhoa lächelte zurück. Sie nahm ein Stück von dem Seil, das Mexon geflochten hatte, und band sich damit die Haare im Nacken zusammen. Es würde heiß werden, und die schweißdurchtränkten Haare fielen oft ins Gesicht und verlegten ihr die Sicht.

“Wohin wenden wir uns?” fragte Mexon. “Ich kenne mich auf Travnor nicht sehr gut aus.”

Zyrrhoa überlegte angestrengt.

“Im Westen”, sagte sie zögernd, “liegt eine Plantage. Ich erinnere mich daran, weil ich vor einiger Zeit ein Dokument über diese Plantage aufsetzen mußte. Die Erträge waren nicht so, wie es gewünscht wurde, deshalb wurde die Plantage stillgelegt.

Mexon nickte nachdenklich.

“Was können wir dort finden?” wollte er wissen.

“Ich schätze, es wird ähnlich aussehen wie in dem Wasserturm. Es war keine private Plantage, sondern eine Staatsdomäne. Es ist ja bekannt, wie Beamte mit Staatseigentum umgehen – außer Geld und Akten werden sie wahrscheinlich alles zurückgelassen haben!”

“Wahrscheinlich”, stellte Mexon ergrimmt fest.

Nur zu gut erinnerte er sich an seine Auseinandersetzung mit dem Behördenapparat. Es gab Dienststellen, die von jungen, fähigen Männern besetzt wurden. Dort gab es selten Schwierigkeiten; die Männer beherrschten ihren Apparat souverän, und weil sie wußten, wie es an den Fronten des Methankrieges aussah, brachten sie mit unglaublicher Schnelligkeit und Improvisationsvermögen kleine Wunder zuwege. Es gab aber auch, und das war der Regelfall, Charaktere, die ganze Flotten kaltblütig ohne Nachschub ließen, wenn der Kommandant die Formblätter falsch ausgefüllt hatte. Ihnen zur Seite standen Positroniken, die mit ihrer robotischen Sturheit Offiziere zum Wahnsinn treiben konnten.

“Also gut, versuchen wir, uns zu der Plantage durchzuschlagen. Seit wann ist die Anlage verlassen?”

“Vielleicht sieben Monate.”

“Dann werden wir sie suchen müssen. In dieser Zeit hat der Dschungel die Plantage sicher wieder fest im Griff!”

Sie brauchten nur kurze Zeit, um das restliche Gepäck zu verstauen, dann machten sie sich auf den Weg. Mexon verzog keine Miene, als Zyrrhoa sich das Seil über die Schulter legte und als erste die Aufgabe übernahm, das schwere Gepäck über den Boden zu zerren.

Zyrrhoa stellte erleichtert fest, daß ihr der Transport leichter fiel, als sie befürchtet hatte. Zwar schnitt das Seil nach kurzer Zeit in die Schulter und scheuerte, aber sie verzog keine Miene. Mexon übernahm die Aufgabe, ihr den Weg zu bereiten und eine möglichst bequeme Route zu finden.

Sie kamen erstaunlich rasch vorwärts. Zwar mußten sie, um dichtem Gestrüpp auszuweichen, erhebliche Umwege in Kauf nehmen, aber der Boden war in diesem Bereich Kalamdayons einigermaßen eben. Zudem ging ein großer Teil des Regens, der vom Meer hergetragen wurde, bereits an der Küste und der Hügelkette nieder. Der Urwald in diesem Bereich war nicht ganz so üppig wie sonst, zudem war

der Boden an fast allen Stellen tragfähig.

“Wenn wir die Plantage erreicht haben”, fragte Zyrrhoa plötzlich, “was machen wir dann? Ich kenne niemand, dem ich die Geschichte erzählen möchte.”

Mexon nickte.

“Ich habe auch keine Verbindungen”, gestand er. “Aber irgendwie müssen wir Arkon warnen. Das ist unsere Aufgabe, und irgendwie müssen wir sie lösen.”

“Ziemlich viele Irgendwie”, seufzte Zyrrhoa.

“Sollen wir einfach aufgeben?” erkundigte sich Mexon. “Oder zum Gegner überlaufen?”

“Man würde uns mit offenen Mündungen empfangen”, antwortete Zyrrhoa. “Mit mir kann der Gegner sicherlich nicht viel anfangen, aber ...”

“Von mir gibt es bereits eine Kopie”, ergänzte Mexon bitter. “Auch für mich werden sie keine Verwendung haben.”

“Haben Sie ... hast du Freunde?”

“Wenige”, gestand Mexon. “Ich gelte allgemein als Sonderling. Warum fragst du?”

“Sie könnten vielleicht feststellen, daß der zweite Mexon falsch ist. Es muß doch einen Unterschied geben zwischen dem Original und der Kopie!”

“Keinen”, wehrte Mexon ab. “Der falsche Mexon ist natürlich ein Gegner Arkons, aber diesen Ruf habe ich schon seit langem. Ich habe Orbanaschol einige Male widersprochen, und das genügte, um mich subversiv erscheinen zu lassen.”

Das glaube ich, dachte Zyrrhoa. Seine Erhabenheit einfach Orbanaschol zu nennen, war ein deutliches Zeichen oppositioneller Haltung.

“Wenn wir das hier hinter uns gebracht haben, bekommst du einen Orden”, prophezeite sie.

Das glaubst du, dachte Mexon. Wenn es uns gelingt, diese Verschwörung aufzudecken, geht es uns an den, Kragen. Niemals wird der Widerling Orbanaschol dulden, daß ein Mann frei herumläuft, der weiß, wie sehr sein Thron gewackelt hat.

Laut sagte er:

“Und du kannst dich darauf vorbereiten, die Titelblätter der Magazine zu schmücken!”

“So?”

Zyrrhoa lachte und sah an sich herab. Ihre Kleidung hatte unter dem Marsch sehr gelitten.

“Arkon wird staunen”, kicherte die junge Frau. “Und meine Mutter wird einen Schlaganfall bekommen, wenn sie mich in dieser Aufmachung sieht.”

Für einen Augenblick vergaß Mexon die drückenden Sorgen und fiel in ihr Gelächter ein. Dann wurde er rasch wieder ernst.

Unvermutet war vor ihnen eine Senke aufgetaucht, eine Rinne quer zur Marschrichtung. Grünlich schillerte der Morast, über dem ein Millionenheer von Insekten tanzte. So dicht waren die Schwärme, daß sie den Hintergrund verdeckten. Unter den Insekten wälzte sich ein riesiger unförmiger Körper in dem Sumpf.

“Müssen wir?” erkundigte sich Zyrrhoa zaghaft.

Mexon nickte und zog seine Waffe.

#### 4.

“Vorsicht!” warnte der Logiksektor.

Ich traute meinen Augen nicht. In der Wand der Halle war eine Nische sichtbar geworden, die von verdeckten Scheinwerfern beleuchtet wurde. Vor einem Hintergrund, der in allen Regenbogenfarben schillerte, stand eine Frau.

Schlagartig tauchten die Erinnerungen auf: Farnathia, Ischtar, Crysalgira. Die Frau in der Nische hatte Ähnlichkeit mit allen dreien, schien ihre Vorzüge zu kombinieren. Unwillkürlich machte ich einen Schritt nach vorn, und die Frau begann zu lächeln. Dieses Lächeln galt mir, zweifellos.

Es fehlte nicht viel, und ich hätte die kaum erkennbare Bewegung übersehen.

Fartuloon leckte sich die Lippen.

“Stop!” befahl der Logiksektor. *“Fartuloon ist kein Barbar, niemals würde er sich einer Frau in dieser Art nähern! Er sieht ein anderes Bild als du!”*

Ich trat zur Seite und faßte nach Fartuloons Arm. Unwillig sah der Bauchaufschneider mich an.

“Eine neue Hypnofalle”, sagte ich ruhig, obwohl ich alle Mühe hatte, mich der Anziehungskraft der Falle zu entziehen. “Was siehst du?”

Fartuloon starrte mich sekundenlang verwirrt an, dann grinste er. Genüßlich leckte er sich wieder die Lippen.

“Eine Tafel, gedeckt mit allen Köstlichkeiten, die sich ein Feinschmecker nur wünschen kann.”

“Jedem das Seine”, spottete der Extrasinn.

“Schade”, murmelte Fartuloon. “Aber raffiniert gemacht!”

Er zog seine Waffe und gab einen Schuß auf das ‘Phantombild’ ab. In wirbelnden Schwaden löste sich das Bild auf. Nackter Fels wurde sichtbar.

Wieder meldete sich der Logiksektor.

*“Die Falle war nicht stark genug”, kommentierte er. “Jeder Besucher, der sich einigermaßen konzentrieren kann, wird die Falle bemerken. Vermutlich ein Psychotrick!”*

Einen Sinn mußte dieser Trick haben, also ging ich auf die Nische zu. Fartuloon folgte mir kopfschüttelnd. Vorsichtshalber hatten wir unsere Waffen gezogen.

Von einer Sekunde zur anderen entstand in der Nische ein neuer Körper. Grauweiß glänzte die ledrige Haut, die ein unförmiges Gebilde bedeckte, von dem nur ein monströser Rumpf und eine große Zahl wedelnder Tentakel zu sehen war. Die Fangarme peitschten uns entgegen, aber sie konnten uns nicht erreichen. Das Wesen, von dem kein Gesicht zu sehen war, war gefesselt. Ein Netz aus Stahl hüllte den Gewebeklumpen ein, und dieses Netz war mit einer metallenen Kette an der Wand befestigt.

“Diesmal versuchen sie es mit dem Gegenteil”, amüsierte sich Fartuloon. Er betätigte den Abzug der Waffe.

Der Schuß traf, aber er zeigte keine Wirkung. Wieder feuerte Fartuloon, und auch ich schoß auf die monströse Kreatur. Das erste Phantombild hatte sich nach Fartuloons Schuß aufgelöst, aber dieses Wesen verharrte auf seinem Platz. Das Wesen gab keinen Laut von sich, es streckte uns seine Tentakel entgegen, an deren Enden ich handtellergroße Saugnapfe sah.

“Gib acht, daß du nicht die Kette triffst”, warnte Fartuloon.

Ich wollte es darauf nicht ankommen lassen und stellte das Feuer ein. Das Ungeheuer gab mir zu denken.

Was hatte es für einen Sinn, den Wächter so anzuketten, daß er die Opfer nicht erreichen konnte? Die Tatsache, daß unsere Schüsse wirkungslos blieben, bewies, daß es sich wieder um eine Illusion handelte. Was hinderte uns daran, einfach durch die Bestie hindurchzumarschieren?

Ich wollte die Probe aufs Exempel machen und ging auf die Kreatur zu.

“Atlas!” rief Fartuloon warnend, aber ich ging weiter. Da das Monstrum nur in meiner Einbildung existierte, konnte es mir nichts anhaben.

Ein Fangarm zuckte mir entgegen und landete auf meiner Brust. In diesem Augenblick wußte ich, daß ich einen Fehler gemacht hatte. Ich wurde von dem Schlag von den Beinen gerissen, aber der Saugnapf hielt mich fest und zog mich auf die anderen Tentakel zu. Etwas schlang sich um meinen Fuß und zerre daran.

Ich versuchte, mein Erschrecken zu überwinden und mich auf die Täuschung zu konzentrieren. Es gelang mir nicht. Immer tiefer geriet ich in die wirbelnden Fangarme, die meinen Brustkorb zusammenpreßten.

Einen Augenblick lang sah ich verschwommen Fartuloon, der ein ratloses Gesicht machte und nicht wagte, seine Waffe einzusetzen. Meinen Blaster hatte ich längst verloren. Er hätte mir auch nichts genutzt, denn Arme und Beine waren umschlungen, und ich spürte, wie sich die Bestie daran machte, mich in Stücke zu reißen. Der Schmerz war kaum zu ertragen.

Ganz in meiner Nähe wurde es heiß. Ein fürchterlicher Druck legte sich auf meine Brust und nahm mir den Atem. Vor meinen Augen tauchte eine weißgraue Wand auf, die das gesamte Blickfeld bedeckte. Ich spürte, wie sich der Druck auf meine Brust verstärkte.

Schlagartig hörte dieser Druck auf, mein Blick klärte sich wieder. Ächzend kam ich wieder auf die Beine. Ich stand noch nicht ganz, da wurde ich von Fartuloon herumgerissen. Wieder landete ich auf dem Felsboden und überschlug mich mehrmals.

“Glück gehabt, Sohn”, meinte der Bauchaufschneider, als er mir die Hand gab und mir aufhalf.

Dort wo vor kurzer Zeit noch die Nische gewesen war, hatte sich die Wand wieder geschlossen. Es hatte nicht viel gefehlt, und ich wäre zerquetscht worden.

“Was hast du gemacht?” wollte ich wissen.

“Ich habe auf die Kette geschossen”, erklärte mir der Bauchaufschneider gelassen. “Das Biest kam frei und rollte über dich hinweg auf mich zu. Bevor es mich erreichen konnte, löste es sich vollständig auf.”

Die Megalithbauer mußten einen höchst eigentümlichen Humor gehabt haben, fiel mir ein. Dann entdeckte ich, daß der Stollen wieder passierbar war. Ohne daß wir es gemerkt hatten, waren die Steinklötze verschwunden, die uns den Weg versperrt hatten.

Das glitzernde Band auf dem Boden wies uns den Weg.

\*

“Gib mir Rückendeckung”, sagte Mexon.

Zyrrhoa nickte. Sie folgte Mexon in vorsichtigem Abstand. Zum Glück waren die Lasten so verpackt worden, daß sie gegen Nässe geschützt waren. Ihnen konnte bei dem Durchqueren des Morasts nicht viel geschehen, vorausgesetzt, daß Mexon und Zyrrhoa das andere Ufer erreichten.

Nach wenigen Metern war Mexon bis an die Hüften eingesunken. Vor sich sah er, wenn auch noch ziemlich weit entfernt, den Bewohner des Sumpfes, der sich im Morast suhlte. Über dem schlammbedeckten Körper des Sumpfbewohners tanzten die Insekten besonders dicht. Arbeiteten Insekten und die Sumpfechse zusammen?

Mexon kannte das Tier nicht, rein willkürlich hatte er es Sumpfechse getauft. Er sah einen gewaltigen Körper, der vermutlich nur deshalb nicht unter dem eigenen Gewicht zusammenbrach, weil der Körper vom Morast Auftrieb erfuhr. Zu diesem Körper gehörte ein langer Hals und ein Kopf an seinem Ende. Jetzt, wo die Echse die Witterung aufgenommen hatte und Mexon belauerte, war der Kopf deutlich zu sehen. Zwei ausdruckslose Augen sahen zu Mexon herüber, dann öffnete sich das Maul.

Der Anblick der vielen Zähne war geradezu furchterregend. Mexon warf einen Blick auf Zyrrhoa. Die junge Frau war bleich, aber das traf, vermutete Mexon, auch auf ihn zu.

Mexon konzentrierte seine Aufmerksamkeit wieder auf die Sumpfechse. Aus den Augenwinkeln heraus sah er, daß es außer den beiden Menschen, den Insekten und der Echse noch anderes Leben in diesem Sumpf gab. Geräuschvoll zwängte sich ein schwarzbraunes Tier durch das Unterholz und stürzte sich in den Sumpf. Das Tier schwamm gut, aber es kam nicht weit. Es war knapp zwanzig Meter von der Sumpfechse entfernt, als aus dem Maul der Echse die lange Zunge hervorschoß. Ihre Spitze bohrte sich in den Körper des dunklen Tieres, das aufschrie und zu entkommen versuchte. Zu Mexons Überraschung zog die Echse ihre Zunge nicht zurück, statt dessen blähte sich der Körper des Opfers sehr rasch auf. Das Tier schrie jämmerlich, aber es konnte nicht mehr entfliehen. Als die Echse ihre Zunge wieder zurückzog, trieb das Opfer wie ein Ballon auf dem Wasser.

Nur für kurze Zeit blieb das Opfer sich selbst überlassen, dann stürzten sich die Insekten auf seinen Körper.

“Eine Symbiose”, murmelte Mexon beeindruckt.

Die Echse sorgte dafür, daß das Opfertier nicht versackte, indem es dessen Körper durch seine wahrscheinlich hohle Zunge aufblies. Was die Insekten mit dem Körper anfangen, lag auf der Hand. Mexon sah, wie der Körper von einem schwärzlich wimmelnden Heer von Insekten überzogen wurde, die sein Blut aussaugten. An diesem Mahl beteiligte sich auch der Schwarm, der kurze Zeit nach dem Opfer aus dem Unterholz aufgetaucht war.

Der Zweck der Symbiose war klar; die Insekten trieben der Echse das Opfer zu. Die Echse sorgte dafür, daß die Insekten keine Schwierigkeiten hatten, an das Blut des Opfers zu kommen. Für die Echse blieb anschließend der ausgesaugte Körper des Opfers als Nahrung übrig.

Mexon gab sich keinen Illusionen hin. Das getötete Tier war ziemlich groß gewesen, aber es hatte sicherlich nicht allen Hunger stillen können.

Hinter Mexon ertönte ein Schuß.

Der Mann drehte sich um und sah Zyrrhoa, die mit beiden Händen ihre Waffe hielt und sehr genau zielte. Sie feuerte auf einen Insektenschwarm, der sich gerade erst bildete, um die beiden Menschen jagen zu können. Mexon sah Zyrrhoas zusammengepreßte Lippen, aber auch die Ruhe, mit der sie zielte und schoß.

Wasser spritzte auf, als sich die Sumpfechse vorwärtsschob, genau auf Mexon zu. Der zögerte nicht lange, sondern zielte genau und feuerte.

Der Strahl traf nicht den Kopf, sondern den Rumpf, genau wie Mexon es gewollt hatte. Die Echse brüllte auf, und ihr Brüllen wurde noch lauter, als die Insekten sich mit rasender Geschwindigkeit auf sie

stürzten. Für einen winzigen Augenblick sah Mexon die blutende Wunde, die er der Echse mit seinem Schuß beigebracht hatte, dann wurde die Echse vom Insektenschwarm verdeckt.

“Wir müssen uns beeilen”, rief Mexon der jungen Frau zu.

Was von dem Jagdkommando der Insekten nach Zyrrhoas Schüssen noch geblieben war, flog surrend auf die Echse zu. Für einige Minuten war der Schwarm abgelenkt.

Mexon schritt so weit aus, wie dies der Sumpf zuließ. Während er sich mit aller Kraft vorwärtsbewegte und dabei noch die Last voranzerrte, die unter dem Wasser auf dem Boden schleifte, warf er ab und zu einen Blick auf die Sumpfechse, deren Körper jetzt vollkommen ruhig war.

Mexon ging weiter, aber mit der freien Hand zog er seine Waffe und gab noch einige Schüsse auf die tote Echse ab. Er hatte den Strahl so breit gefächert, wie sich dies machen ließ, und in seinen Schüssen vergingen die Insekten zu Tausenden.

Endlich spürte er, daß er festen Boden erreicht hatte. Das Wasser stand ihm nur noch bis an die Oberschenkel, und der Boden stieg langsam an.

Er drehte sich zu Zyrrhoa um und zwinkerte.

“Geschafft!” sagte er zufrieden.

Zyrrhoa stieg auf das trockene Ufer und ließ sich auf den Boden sinken. Sie atmete keuchend, aber auch sie lächelte.

Die versumpfte Rinne bezog ihr Wasser aus einem Bach, der in die Rinne mündete. Zum ersten Mal seit geraumer Zeit bekam Mexon wieder klares, sauberes Wasser zu trinken. Der Bach floß über felsigem Grund, und auf dem Boden des Baches fand Mexon eine beträchtliche Zahl von handtellergroßen Krebsen. Daraus und aus einigen Kräutern, die er vorsorglich mitgenommen hatte, bereitete Mexon eine delikate Suppe.

“Du hast erstaunlich viele Fähigkeiten”, stellte Zyrrhoa fest. Mexon zuckte mit den Schultern.

“Übungssache”, erklärte er einfach. “Wer ein Raumschiff gut kommandieren will, muß sich in allen Lebenslagen zurechtfinden. Ich wußte, daß Krebse ganz allgemein gut schmecken, und die Kräuter habe ich mitgenommen, weil wir sonst akute Ernährungsschwierigkeiten bekommen hätten. Sie enthalten verdauungsfördernde Wirkstoffe, außerdem kann man sie als Heilkräuter verwenden. Wenn man muß, lernt man ziemlich rasch, wie man sich durchschlägt.”

Ihr eigenes Talent der Improvisation konnte Zyrrhoa unter Beweis stellen, als sie sich nach dem Essen mit ihrem Schuhwerk beschäftigte. Aus Blättern und Pflanzenfasern fertigte sie sich neue Fußbekleidungen, die allerdings nicht sehr lange halten würden.

Etwas mehr als zwei Stunden rasteten Mexon und Zyrrhoa bei dem Bach, dann setzten sie den Weg fort. Irgendwo im Westen lag die Plantage.

\*

*“Mehr als einhundert Meter!”*

Damit beantwortete der Logiksektor meine stumme Frage, wie tief Fartuloon und ich schon in den Untergrund eingedrungen waren. Noch immer zeigte uns das Kristallband den Weg, den wir zu gehen hatten.

Ich wartete auf die nächste Überraschung, die der geheimnisvolle Bau uns präsentieren würde, und ich wurde nicht enttäuscht weit voraus stieß der Strahl des Scheinwerfers auf einen Gegenstand, der das Licht vielfach gebrochen zurückwarf.

“Aha!” sagte Fartuloon und überprüfte den Sitz des Skargs. “Was kommt jetzt?”

“Warten wir es ab!” empfahl ich.

Durch unsere Erfahrung gewitzigt, näherten wir uns vorsichtig. Immer stärker wurde der Glanz vor uns, gleichzeitig vergrößerte sich wieder der Stollen.

“Ein Fahrzeug!” staunte Fartuloon.

Diese Aussage war kühn, aber als wir näherkamen, entdeckte ich, daß Fartuloons Vermutung wahrscheinlich zutraf.

Wenn der äußere Schein nicht trog, bestand es aus purem Silber. Auf die Benutzbarkeit als Fahrzeug deuteten die beiden Sitzschalen hin, die ich sehen konnte. Das Fahrzeug lag allerdings auf der Seite.

“Ob das Ding noch funktioniert?” rätselte Fartuloon.

“Es käme auf einen Versuch an”, sagte ich. “Wenn wir das Fahrzeug wieder benutzbar machen könnten, brauchten wir nicht mehr zu laufen.”



Fartuloon nickte. "Es fragt sich nur", überlegte er laut, "ob nicht wieder eine Teufelei dahintersteckt. Ich traue diesen Leuten nicht!"

Nachdenklich ging ich um das Fahrzeug herum. Erkennbar waren die beiden Sitzschalen, die wie geschaffen waren für Lebewesen mit unseren Proportionen. Räder waren nicht zu sehen, und das machte mich stutzig.

Ich machte Fartuloon darauf aufmerksam.

"Du hast recht, Sohn", brummte er. "Ich suche auch schon verzweifelt nach den charakteristischen Antigravanlagen, aber ich finde sie nicht!"

Abgesehen von den Sitzschalen war nichts an dem Fahrzeug klar zu erkennen. Ich sah nur ein silbern glänzendes Gestell, verdrehte Streben, völlig unsinnige Verbindungen, Drähte und Spulen, alle aus Silber. Es hatte mehr den Anschein, als hätten uns die Megalithbauer ein abstraktes Kunstwerk hinterlassen, in das man sich hineinsetzen konnte.

"Wir richten das Ding auf!" verkündete Fartuloon entschlossen.

Er suchte eine Zeitlang nach einem günstigen Ansatzpunkt, um den Gleiter – so hatte ich das Ding schließlich getauft – wieder aufrichten zu können.

"Stop!" rief ich Fartuloon zu.

Silber, so war mir gerade eingefallen, war für ein Edelmetall erstaunlich reaktionsfreudig. Die sich meist sehr rasch bildenden Silbersalze waren in der Mehrzahl lichtempfindlich und schwärzten sich. Nach den verwitterten Holzstatuen und den stark von Erosion beschädigten Steinfiguren hätte man vermuten sollen, daß das Fahrzeug pechschwarz von Silbersalzen sein mußte.

Es glänzte aber, so als wäre es vor wenigen Stunden erst gereinigt worden. Keine Spur von Silbersalzen war zu sehen.

"Meinetwegen", seufzte Fartuloon. "Ein Rätsel mehr, aber damit bekommen wir das Ding nicht auf die Beine. Faß mit an!"

Mit vereinten Kräften stemmten wir den Gleiter in die Höhe. Ich hatte Angst, daß die silbernen Verstreben unter dieser Belastung nachgeben würden, aber nichts dergleichen geschah. Das Metall hielt.

Scheppernd kippte der Gleiter um. Jetzt hatten die Sitzschalen die richtige Lage. Ich konnte nicht warten, rasch ließ ich mich auf einem der beiden Plätze nieder. Sekunden später saß Fartuloon neben mir.

"Nichts", murmelte er verblüfft.

Es gab tatsächlich nichts. Keine Kontrollinstrumente, kein Beschleunigungshebel, keine Bremse, kein Steuerknüppel. Wurde der Gleiter vielleicht mit Gedankenimpulsen gesteuert? Ich konzentrierte mich auf den Befehl: *Starten!*

Der Gleiter rührte sich nicht.

Ich sprang aus dem Fahrzeug und betrachtete den Boden.

Der Gleiter stand über dem Kristallband auf dem Boden, aber mir schien, als stünde er nicht exakt parallel. Ich versuchte den Gleiter in die richtige Stellung zu schieben, aber das Fahrzeug rührte sich um keinen Millimeter.

"Schwächling!" schnaubte Fartuloon verächtlich. Er stellte sich neben mich und packte zu. Langsam bewegte sich der schwere Körper.

Hastig sprang ich in den Sitz, noch einmal suchte ich nach irgendwelchen Hebeln oder Schaltern, mit denen man den Gleiter lenken konnte. Zum zweiten Mal blieb die Suche erfolglos.

Fartuloon ächzte, als er mit aller Kraft den Gleiter in die richtige Position stemmte.

Ich konnte Fartuloon gerade noch am Nacken fassen, als sich der Gleiter in Bewegung setzte. Fartuloon schrie erschreckt auf und ruderte mit den Armen. Ich mußte alle Kräfte aufbieten, um ihn zu halten, denn der Gleiter beschleunigte mit Werten, die mich brutal in die Sitzschale preßten. Ich schätzte den Wert auf mindestens zwei Arkonschwerkrafteinheiten.

Mit letzter Kraft zerrie ich Fartuloon in die Höhe, bis er selbst zufassen konnte. Mehr konnten wir einstweilen nicht tun. Der Andruck preßte mich in den Sitz, und auf mir lastete der Körper des Bauchaufschneiders, der quer über den Sitzen lag, sich festklammerte und dazu fluchte.

Endlich ließ der Druck nach. Fartuloon zog sich vorwärts und ließ sich schimpfend in seinen Sitz fallen. Der Fahrtwind wehte mir ins Gesicht und trieb mir die Tränen in die Augen. Mit einem wahren Höllentempo jagten wir durch den Stollen, dessen Wände zu einem grauen Schemen zusammenflossen. In rasender Fahrt ging es abwärts.

## 5.

Die Bäume standen stramm ausgerichtet wie Soldaten bei der Parade. Vor einem halben Jahr noch hatten Robots dafür gesorgt, daß der Boden zwischen den Bäumen frei von Unkraut blieb, das hier schneller wucherte als ein Gerücht im Kristallpalast. In der seither verstrichenen Zeit hatte der Urwald das Gelände zurückerobert. Dennoch waren die Reste der alten Plantage ziemlich gut zu erkennen.

Mexon grinste seine Begleiterin an, Zyrrhoa lächelte zurück.

Ihr Gesicht war von der Sonne verbrannt. Sie hatte an Gewicht verloren, aber das war ihr ausgesprochen gut bekommen.

“Na also”, sagte Zyrrhoa sichtlich zufrieden. “Wir haben die Plantage erreicht. Was wollen wir mehr?”

“Wir müssen die Gebäude finden, die zu der Plantage gehören”, hielt Mexon ihr vor. “Wie groß ist diese Anlage?”

Zyrrhoa zuckte mit den Schultern. Sie wußte zwar, daß es die Plantage gab und wo ungefähr sie zu suchen war, aber Einzelheiten waren ihr nicht bekannt. Sie begriff aber sehr rasch, wie Mexons Frage gemeint war.

Eine mit Robots betriebene Plantage konnte eine beträchtliche Fläche bedecken. Da zudem zu befürchten stand, daß der Dschungel auch die Plantagegebäude längst überwuchert hatte, konnte viel Zeit vergehen, bis die Gebäude entdeckt wurden.

Mexon dachte nach. Wäre er der Planer der Plantage gewesen, hätte er die Baumreihen so gepflanzt, daß sie auf die Hauptgebäude zielten. Wenn der Gründer der Anlage ähnlich gedacht hatte, mußte es relativ einfach sein, das Zentrum der Plantage zu finden.

Mexon legte sich wieder das Seil über die Schulter. Die Last, die er zu schleppen hatte, war geringer geworden. Einen Augenblick lang überlegte er, ob er das Gepäck nicht einfach zurücklassen sollte, da die Plantagegebäude voraussichtlich alles enthielten, was ihm und Zyrrhoa fehlte. Dann aber sagte er sich, daß diese Vermutung falsch sein konnte, und in diesem Fall würde es ziemlich schwierig werden, das Gepäck wiederzufinden, wenn es bis dahin nicht schon von den Tieren des Urwalds zerfetzt worden war.

Mit weiten Schritten marschierte Mexon vorwärts. Zyrrhoa übernahm wortlos die Sicherung, in der rechten Hand den schußbereiten Blaster. Mexon wußte inzwischen, daß er sich auf sie verlassen konnte. Zyrrhoa hatte sich gründlich verändert, aus dem wohlbehüteten Mädchen war eine Frau geworden, die sich in kritischen Situationen zu behaupten wußte.

“Zumindest brauchen wir uns einstweilen keine Sorge zu machen, daß wir vielleicht verhungern könnten”, erklärte Mexon und wies auf die Bäume, an denen saftschwere Früchte hingen.

Zwar waren mindestens die Hälfte der Bäume verwildert, der Rest aber hatte sich gegen den Zugriff des allmächtigen Dschungels behaupten können. Im Gehen griff Mexon nach einer Frucht, preßte den Saft heraus und ließ ihn sich in den Mund laufen.

Die Flüssigkeit schmeckte angenehm säuerlich, obwohl sie große Mengen Zucker enthielt. Sie lieferte auch ausreichende Mengen an Vitaminen und Spurenelementen. Mit fetthaltigen Nüssen und viel Fleisch zusammen konnten die Früchte einen Menschen am Leben erhalten, ohne daß Mangelerscheinungen zu befürchten waren. Fleisch gab es im Urwald von Kalamdayon genug, Mexon und Zyrrhoa konnten ein Lied davon singen.

Mexon verharrte, und Zyrrhoa schloß sofort zu ihm auf. Rasch ließen sich die beiden Flüchtigen fallen. Eine Gestalt bewegte sich in einiger Entfernung durch das Unterholz, eine menschenähnliche Gestalt.

“Ich denke, die Plantage ist verlassen”, raunte Mexon in Zyrrhoas Ohr. “Bist du sicher, daß du dich nicht geirrt hast?”

“Absolut sicher”, gab Zyrrhoa ebenso leise zurück. “Schließlich habe ich das entsprechende Dokument selbst unterschrieben.”

“Offenbar haben auch andere von der verlassenen Plantage erfahren”, murmelte Mexon.

Jetzt konnte er die Gestalt deutlich sehen. Der Mann war offenkundig betrunken, seine Kleidung abgerissen. Der Mann torkelte und lallte dabei unverständliche Worte. Unmißverständlich aber war die blankgeputzte Waffe an seiner Hüfte.

“Es sieht so aus”, überlegte Mexon leise, “als hätte sich in der Plantage lichtscheues Gesindel zusammengefunden.”

Zyrrhoa machte ihrer Enttäuschung mit einem Zischen Luft.

“Was nun?” flüsterte sie.

Der Betrunkene war inzwischen so nahe gekommen, daß sein Schnapsatem deutlich zu riechen war. Zyrrhoa verzog angewidert das Gesicht, Mexon und sie hatten sich seit einiger Zeit nicht waschen können und stanken daher ebenfalls, aber Zyrrhoa empfand diesen Geruch als gewissermaßen ehrlich erworben, während die Ausdünstung des Betrunkenen lediglich auf Faulheit und Wasserscheu zurückzuführen war. Zu ihrer Erleichterung trollte sich der Mann, er hatte endlich herausgefunden, in welcher Richtung er torkeln mußte, wenn er wieder auf seine Kumpane stoßen wollte.

Mexon beantwortete Zyrrhoas Frage mit einem leisen Fluch.

“Ich weiß es nicht”, gestand er dann ehrlich. “Die wenigen Informationen, die ich habe, besagen, daß dies die einzige Ansiedlung in weitem Umkreis ist. Die nächste Niederlassung liegt mehr als hundert Kilometer entfernt.”

“Halten wir fest”, begann Zyrrhoa. “Unser Ziel ist es, Arkon von der Gefahr zu unterrichten, die dem Imperium droht. Ist außer uns noch ein Mensch über diese Vorgänge informiert, einer, der die Nachricht weiterleiten könnte?”

“Atlan!” sagte Mexon ruhig. “Und seine Freunde.”

“Atlan?” wiederholte Zyrrhoa ungläubig. “Dieser falsche Kristallprinz, der im Imperium einen Bürgerkrieg anzetteln will?”

“Erstens ist der Mann kein falscher Kristallprinz, sondern der echte Sohn des letzten Imperators. Und daraus ergibt sich zweitens, daß er niemals einen Bruderkrieg heraufbeschwören wird. Vermutlich kann er es auch gar nicht mehr. Ich nehme an, daß er bereits tot ist.”

Zyrrhoa brauchte einige Zeit, bis sie diese Informationen verdaut hatte.

“Wie lange gehörst du schon zu dieser Atlan-Clique?” erkundigte sie sich mißtrauisch.

“Ich gehöre nicht dazu, leider”, murmelte Mexon, aber Zyrrhoa ließ nicht locker.

“Das mußt du mir erklären. So, wie du dich ausdrückst, würdest du gern mit Atlan gegen Orbanaschol arbeiten.”

Ich habe Orbanaschol gesagt, dachte sie plötzlich, nicht Seine Erhabenheit. Gehöre ich auch schon dazu?

“Auf der anderen Seite willst du Arkon von der Verschwörung berichten und damit ... Orbanaschol helfen.”

Es ist gar nicht einmal schwierig, stellte sie fest.

Erst Arkon, dann Atlan, das ist die Bedeutungsreihenfolge. Der Kristallprinz ist der gleichen Meinung.”

“Ist er das?”

In ihrer Stimme war spöttische Skepsis nicht zu überhören.

“Wollen wir uns jetzt darüber streiten?” fragte Mexon bitter. “Wir müssen uns überlegen” was wir tun wollen. Wenn wir unseren selbstgestellten Auftrag nicht erfüllen wollen, bleibt uns nur eines – wir müssen im Dschungel versteckt leben, bis sich die Angelegenheit so oder so von selbst geregelt hat.”

“Das wäre nicht das Schlechteste”, sagte Zyrrhoa. Sie lächelte und dachte an die letzte Nacht zurück.

Alles hatte zueinander gepaßt: die Höhle mit ihrem von weichem Moos bedeckten Boden, der große Fels in der Nähe, den sie davorgerollt hatten, um vor Raubtieren sicher zu sein ...

“Keine Sentimentalitäten” ermahnte sie sich.

Mexon grinste, dann wurde er wieder ernst.

“Also?”

“Wir warten bis zum Abend”, schlug Zyrrhoa vor. “Dann schleichen wir uns an die Gebäude heran und stellen fest, wie die Lage aussieht. Vielleicht leben dort nur wenige Leute, die wir überrumpeln können.”

Während sie sprach, sah sie sich selbst mit gezogener Waffe auf einen Haufen gleichfalls bewaffneter Krimineller zugehen. Vor einigen Wochen hätte sie von einer solchen Handlungsweise nicht einmal geträumt, jetzt erschien sie ihr als selbstverständliche Möglichkeit. Mädchen, dachte sie, du entwickelst dich langsam zu einer Raufboldin.

“Das wäre eine Möglichkeit”, stimmte Mexon zu. “Selbst wenn die anderen in der Überzahl sind,

haben wir noch Chancen. Vor allem aber können wir ihnen vielleicht einen Gleiter stehlen. Irgendwie müssen die Burschen die Plantage ja erreicht haben und ich kann mir nicht vorstellen, daß sie zu Fuß gekommen sind.”

“Also warten wir bis zur Dämmerung!”

\*

Die Irrsinnsfahrt nahm kein Ende.

Mit wahnwitziger Geschwindigkeit raste das silberne Fahrzeug durch den Stollen. Ich fand keine Möglichkeit, es zum Stehen zu bringen. Wir mußten das Ende der Fahrt abwarten, gleichgültig, an welchem Ziel sie ein Ende fand.

Einstweilen ging es offenbar in die Tiefe hinab, und das ziemlich schnell. Wenn der Gleiter dieses Tempo beibehielt, mußten wir in einigen Stunden den glutflüssigen Kern des Planeten Travnor erreichen. Schon jetzt war es um uns herum wärmer geworden, aber der Fahrtwind, verschaffte uns ausreichende Kühlung.

Fartuloon stöhnte entsetzt auf.

Er hielt sich, wie ich, mit beiden Händen fest, um nicht hinausgeschleudert zu werden.

Ich sah starr nach vorn, und ich begriff, warum Fartuloon aufgestöhnt hatte. Vor uns zeichnete sich ab, daß der Weg wieder in die Höhe führte, und zwar in einem steilen Bogen.

Ich kam nicht mehr dazu, zu reagieren. Es wäre auch überflüssig gewesen.

Der silberne Gleiter jagte durch den Bogen, und wie ein bössartiges Raubtier überfiel uns der Andruck. Eine Tonnenlast schien sich auf meine Brust zu legen und mir die Knochenplatten des Brustskeletts zermalmen zu wollen. Ich spürte, wie sich die Platten verschoben und stöhnte auf. Immer stärker wurde ich in den Sitz gepreßt, ich kam mir vor, als säße ich in einer aus der Kontrolle geratenen Zentrifuge.

Natürlich war ich darauf trainiert, Andruck zu ertragen, aber diese Belastung ging weit über das hinaus, was ich auszuhalten gelernt hatte. Das Blut sackte in meine Beine, meine Wangen begannen zu flattern, die Augäpfel quollen aus den Höhlen hervor, mein Herz schlug wie rasend.

Ich konzentrierte mich, ich mußte meine Brustmuskulatur anspannen, um Atem holen zu können, sonst erstickte ich. Sehen konnte ich nichts mehr, aber ich wußte, daß Fartuloon neben mir die gleiche Hölle durchlitt. Stoßweise schnappte ich nach Luft.

Der Druck schien sich noch zu steigern.

In einem raschen Impuls lieferte mir das Extrahirn ein Bild. Danach raste der Gleiter mit seinen Passagieren durch eine wendelförmige Bahn, die sich immer mehr zusammenzog. Immer enger wurden die Kurven, die der Gleiter durchraste, und damit mußte sich, wenn seine Geschwindigkeit gleichblieb, der Andruck langsam aber unaufhaltsam steigern.

Ich wußte, daß wir das Ende dieser Bahn noch nicht erreicht hatten, aber ich wußte auch, daß ich den Druck nicht mehr lange ertragen konnte. Mein Herz schlug wie rasend, um das Blut in den Schädel hineinzupumpen gegen die Beschleunigung, die es mit aller Gewalt herabzog.

Mein Kopf fiel auf meine Brust. Ich verlor das Bewußtsein.

\*

“Wüst!” stellte Zyrrhoa leise fest.

Vor ihnen lagen die Gebäude der Plantage. Entweder hatten die ungebetenen Gäste die Häuser erst vor kurzer Zeit mit Beschlag belegt, oder aber sie hatten keinen Finger gerührt, um ihren Zustand zu verbessern.

Pflanzen überzogen die Mauern, die teilweise schon eingestürzt waren. Von Wegen war nichts mehr zu sehen, der alles erstickende Dschungel hatte sie überwuchert. Über einer Tür hing ein Kranz von Blüten, deren Wurzeln im Holz des Rahmens staken. Es war auf den ersten Blick zu sehen, daß die Häuser nicht mehr zu retten waren. Die Nachlässigkeit der neuen Besitzer hatte dem Dschungel seine Chance gegeben, und ohne aufwendige Geräte war der Prozeß des Zerfalls nicht mehr zu stoppen.

In der Nähe der Gebäude war es hell.

Der Reaktorraum lieferte den Strom. Die Vagabunden hatten die Leitungen nach Gutdünken verlegt, um den Platz zwischen den Gebäuden zu erhellen. Dort loderten auch die Flammen eines

großen Feuers, darüber drehte sich auf einem Spieß ein Braten. Die Männer hatten sich um das Feuer gelagert und tranken Wein, der offenbar aus dem großen Faß stammte, das neben dem Feuer stand.

Es waren knapp dreißig Männer, stellte Mexon fest dazu kamen noch vier Frauen, die mindestens so betrunken waren wie ihre Gefährten. Aus einem Lautsprecher kam Musik, ein Paar tanzte auf weinbeschwerten Beinen torkelnd um das Feuer herum und schüttete sich dabei förmlich aus vor Lachen.

“Phantastisch”, murmelte Zyrrhoa. “So etwas bekommt man sonst nur in schlechten Video-Streifen geboten. Angeblich ist es romantisch. Du kennst dich doch besser aus – ist dies eine Raumfahrerorgie?”

Mexon fuhr empört herum, dann sah er das spöttische Funkeln in Zyrrhoas Augen.

“Sei still”, zischte er. “Sonst wird man dich zur Teilnahme einladen!”

“Der Braten riecht gut”, stellte Zyrrhoa leise fest. “Und der Wein sieht auch nicht schlecht aus. Und diese Kleider – wenn ich nach Arkon zurückkehre, eröffne ich einen Modosalon. Spezialität Dschungellook à la Travnor.”

Mexon achtete wenig auf die Kostümierung der Gestalten. Er suchte zweierlei, den Anführer des wüsten Haufens und die Fahrzeuge, mit denen die Gruppe die Plantage erreicht hatte.

Die erste Frage war rasch beantwortet. Zu Mexons Erstaunen schälte sich nach einiger Zeit heraus, daß die Gruppe offenbar von einer Frau geführt wurde, die sich durch große Trinkfestigkeit, einen ungeheuer ordinären Wortschatz und einen beeindruckend üppigen Oberkörper auszeichnete. Offenbar hatte sie ihre Monopolstellung zur Machtergreifung ausgenutzt.

Dieses Ergebnis stand ziemlich bald fest, aber von Fahrzeugen war nichts zu sehen.

Allerdings war die Szenerie nur schwer zu überblicken. Immer wieder flackerte das Licht, offenbar waren die Strolche beim Verlegen der Leitungen nicht übermäßig geschickt vorgegangen.

“Bleib hier”, flüsterte Mexon in Zyrrhoas Ohr. “Ich werde versuchen, die andere Seite zu erreichen. Vielleicht stehen die Fahrzeuge dort.”

Zyrrhoa nickte, und Mexon schlich vorsichtig beiseite. Er hatte keine Wachen entdecken können, und die meisten Mitglieder der Gruppe waren schwer bezechet, aber es konnte nicht schaden, wenn er vorsichtig blieb. Das letzte, was ihm zustoßen durfte, war eine nähere Bekanntschaft mit den Vagabunden.

Er hatte gesehen, daß zwei der Männer Verbände trugen und sich so weit auseinander gesetzt hatten, wie dies möglich war. Offenbar saßen die Messer locker, und auch die Frauen schienen nicht zimperlich im Umgang mit Waffen zu sein.

Mexon mußte höllisch aufpassen, denn gerade noch rechtzeitig entdeckte er an der Rückwand eines halbzerrfallenen Hauses eine Schußrose. Die Pflanze verschoß Samenkapseln, die in der Haut blieben und dort so lange festsaßen, bis ein günstiger Platz gefunden war, an dem die Samenkapsel wurzeln konnte. Der Vorgang war nicht unmittelbar lebensbedrohend, aber in der Zeit, in der die Kapsel in der Haut festsaß, torkelte das Opfer willenlos durch die, Gegend, kaum fähig, sich selbst durchzuschlagen.

Man mußte allerdings ziemlich nahe an die Schußrose herankommen, um gefährdet zu sein. Mexon schlug einen weiten Bogen um die Pflanze. Es sah nicht so aus, als hätten die Vagabunden Wachen aufgestellt, dennoch mußte Mexon vorsichtig sein.

Im nachtdunklen Dschungel Kalamdayons gab es viele Möglichkeiten, Fehler zu machen. Mexon durfte nicht wagen, einen Handscheinwerfer einzusetzen, obwohl er ein Gerät vom Wetterturm mitgenommen hatte. Das Licht wäre sofort aufgefallen.

Eine Stunde lang schlich Mexon um die Plantagegebäude herum, aber er fand keinen Gleiter. Entweder waren die Männer und Frauen tatsächlich zu Fuß gekommen, oder aber, der Gleiter, der sie hergebracht hatte, war zur Zeit unterwegs, um Nahrungsmittel zu besorgen oder Verstärkung herbeizuschaffen. Möglich war auch, daß der Gleiter in dem verschlossenen Schuppen stand, dessen Innenraum Mexon nicht hatte sehen können.

Zyrrhoa lag auf dem Bauch, als er sie fand, und beobachtete mit aufgestütztem Kopf das Treiben um das Feuer. Ab und zu schüttelte sie den Kopf, als begreife sie nicht, wie sich Arkoniden – nach eigener Definition das kultivierteste und am höchsten entwickelte Volk des Universums – derart aufführen konnten.

“Psst”, machte Mexon leise, dennoch schrak Zyrrhoa zusammen. Erst als sie Mexon erkannte, beruhigte sie sich wieder.

“Ich habe einiges herausgebracht”, berichtete sie flüsternd. “Diese Männer sind überwiegend Kriminelle, die sich hier vor der Polizei verstecken. Vier Männer und eine Frau sind zur Zeit unterwegs, um einen Raubzug auf Tecknoth durchzuführen. Offenbar haben sie vor, sich hier fest anzusiedeln.”

Jetzt begriff Mexon auch, warum die Verbrecher die Plantage zerfallen ließen. Hätten sie versucht, die Gebäude zu reparieren oder die Pflanzung wieder in die Höhe zu wirtschaften, wäre dies bald aufgefallen. Irgendwann mußte ein anfliegendes Raumschiff die sauber und gradlinige Anlage der Plantage bemerken, sie mußte sich deutlich gegen das wuchernde Grün des Dschungels abzeichnen. Das Risiko war zu groß, daß sich diese Information bis in Polizeikreise herumsprach und eines Tages ein Kommando auftauchte, um nachzusehen, wer sich da einer verlassenen Staatsdomäne annahm.

“Wann kommt dieser Trupp zurück?”

“Vermutlich in den nächsten Stunden, vorausgesetzt, die Polizei hat sie nicht gefaßt. Die Chefin der Bande heißt übrigens Amyrtha.”

Jetzt war die Reihe an Mexon, seine Beobachtungen preiszugeben.

“Kein Fahrzeug weit und breit”, flüsterte er. “Aber ein Schuppen ist verschlossen, vielleicht findet sich dort etwas. Wir werden warten müssen, bis die Kerle eingeschlafen sind.”

“Hm!” machte Zyrrhoa und betrachtete nachdenklich die Banditenchefin, die gerade hingebungsvoll einen ihrer Untergebenen küßte. “Das kann dauern.”

Auf der anderen Seite des Lagerplatzes wurde es laut. Gestalten lösten sich aus dem Dunkel. Mexon erkannte eine Frau, dann eine Gruppe von Männern. Neben ihm zuckte Zyrrhoa zusammen. Mexon konnte ihr gerade noch die Hand auf den Mund legen, bevor die junge Frau aufschreien konnte.

“Ruhig bleiben!” herrschte Mexon sie an, aber erst nach einer Zeit hörte Zyrrhoa auf, sich gegen seinen Griff zu wehren.

“Das darf nicht wahr sein”, jammerte Zyrrhoa unterdrückt.

“Es ist aber wahr!” stellte Mexon fest.

Er hatte nur einen winzigen Augenblick Zeit gehabt, um sich die Gruppe anzusehen, aber auch er hatte sofort erkannt, wer der Mann war, der als Gefangener auf den Platz gestoßen wurde und dort zusammenbrach.

“Yakarron!”

## 6.

“Aufwachen, Sohn. Rühr dich!”

Wie durch meterdicke Watte gedämpft drang Fartuloons Stimme in mein Bewußtsein. Nur langsam fand ich in die Realität zurück. Ich konnte wieder atmen, der grauenvolle Druck auf meine Brust war verschwunden.

Langsam richtete ich mich auf.

“Wo sind wir?” fragte ich stockend und griff nach meinem Kopf. “Was ist passiert, Fartuloon?”

Der Bauchaufschneider war robuster als ich, obwohl ich jünger war. Er war als erster aufgewacht und tat nun alles, um mich wachzubekommen.

“Die Fahrt hat ein Ende, Sohn. Der Gleiter steht!”

“Fein!” murmelte ich.

Er stand tatsächlich, und nichts deutete darauf hin, warum er an eben diesem Platz stillstand. Mich kümmerte es nicht, ich war froh, daß er sich nicht mehr bewegte.

“Wo sind wir überhaupt?” wollte ich wissen. Im Licht des Handscheinwerfers sah ich Fartuloon grinsen.

“Nach meiner Schätzung sind wir in Mersiboor”, erklärte er mir.

“Unfug!” wehrte ich ab.

“Sieh auf deine Uhr, Sohn! Ich bin während der ganzen Fahrt nicht bewußtlos geworden, obwohl ich es gern gewesen wäre. Ich weiß, welche Strecke wir zurückgelegt haben müssen. Glaube mir, wir haben Mersiboor erreicht!”

Das eröffnete ungeahnte Möglichkeiten. Gesetzt den Fall, von einem der Wechtons aus war die Explosion angemessen worden, in der unser Beiboot vergangen war. Dann mußten die Beobachter zu dem naheliegenden Schluß kommen, daß wir hilflos durch den Dschungel irrten. Sie würden uns überall auf Kalamdayon suchen, niemals aber auf Mersiboor.

“Die Magnetbahn hat uns hierher gebracht”, ergänzte Fartuloon.

Ich lachte auf. Silber war meines Wissens nicht magnetisch. Diamanten schon gar nicht. Einen größeren Unfug konnte es nicht geben, aber Fartuloon blieb bei seiner absurden Behauptung.

Weit vor uns sah ich Helligkeit.

Fartuloon wartete, bis ich meine Sinne wieder beisammen hatte, dann machten wir uns auf den Weg.

Mit jedem Schritt wurde es heller, und schließlich sahen wir über uns den freien Himmel.

Ganz frei war er allerdings nicht.

Erbittert sah ich mir die Wände an. Endlich wußte ich, wie ein erloschener Vulkan von innen aussah. Himmelhoch, glatt und unbesteigbar. Vier- bis fünfhundert Meter hoch war der Schacht, und was dem Leichtsinnigen bevorstand, der herauf- oder herunterzuklettern versuchte, bewiesen die Rückstände.

Die Knochen zerbröckelten unter unseren Füßen. Wir konnten ihnen nicht ausweichen, sie lagen zu dicht beieinander. Wir waren in einem Massengrab gelandet, in dem Hunderte von Lebewesen verendet waren. Schädel jeder beliebigen Spezies sahen uns aus leeren Augenhöhlen an. Einige der Schädel waren geborsten, offenbar waren diese Exemplare abgestürzt und hatten so den Tod gefunden. Andere hatten ein weit grausameres Schicksal durchlitten, bis der Tod sie ereilt hatte. Ich sah die tiefen Bißspuren an vielen Knochen. Diese Tiere waren verhungert, nachdem sie andere Opfer der Falle angefallen und gefressen hatten. Mehr als eine Verlängerung ihres Todeskampfes hatten sie nicht erreicht.

“Entsetzlich”, murmelte ich niedergeschlagen.

Fartuloon erwies sich als abgebrühter. Ungerührt stapfte er in den Knochenbergen umher. Ab und zu nahm er einen Knochen in die Hand und prüfte seine Festigkeit.

“So geht es nicht”, sagte er schließlich. “Ich hatte gehofft, wir könnten uns vielleicht aus den Knochen Steigwerkzeuge herstellen, aber das Zeug ist zu verrottet. Nach oben können wir also nicht.”

Was das bedeutete, wußte ich.

“Also zurück?” fragte ich erbittert. “Durch sämtliche Fallen zurück nach Kalamdayon und seine lebenswürdigen Urwälder.”

“Siehst du eine andere Möglichkeit?” fragte Fartuloon kalt zurück. “Wir haben den Hinweg überlebt, also werden wir auch den Rückweg überstehen.”

“Spekulation”, warf der Logiksektor ein. “Logisch unhaltbar!”

Der knappe Kommentar trug nicht dazu bei, meine Laune zu bessern. Verdrossen, stapfte ich hinter Fartuloon her, als wir zu dem Höllengleiter zurückkehrten, der friedfertig glänzend dort stand, wo wir ihn verlassen hatten. Ich versetzte der heimtückischen Maschine einen Fußtritt.

“Davon wird nichts besser”, klärte Fartuloon mich auf. “Faß mit an!”

Es war eine ausgesprochene Schinderei. Ich war am ganzen Körper naß von Schweiß, als wir den Gleiter endlich umgedreht hatten. Er stand dann wieder exakt auf dem Kristallband, von dem Fartuloon behauptete, daß es dem Gleiter die zur Fahrt nötige Energie lieferte. Ob er recht mit dieser Vermutung hatte, ließ sich nicht nachprüfen. Der Gleiter blieb stehen, er rührte sich um keinen Millimeter. Wir bemühten uns stundenlang, das Gefährt wieder in Bewegung zu setzen, vergeblich.

“Aussichtslos”, stöhnte Fartuloon schließlich und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

“Zurückfahren können wir nicht, und zurückgehen ...?”

Ich mußte nicht mein Extrahirn bemühen, um zu der Erkenntnis zu kommen, daß wir zu Fuß niemals die gewaltige Strecke zurücklegen konnten, über die uns der Gleiter nach Mersiboor geführt hatte. Ohne Nahrungsmittel und Wasser wären wir nach wenigen Tagen entkräftet zusammengebrochen und irgendwo in dem Stollen verendet.

Es gab keinen anderen Weg. Wir mußten eine Möglichkeit finden, aus dem Krater des erloschenen Vulkans herauszuklettern. Wie wir das bewerkstelligen sollten, war mir ein Rätsel. Klar war aber, daß wir es schaffen mußten, wenn wir am Leben bleiben wollten.

Erschöpft und niedergeschlagen kehrten wir in den Vulkanschacht zurück. Das klare Blau des Himmels über uns erschien mir fast als Hohn. Wir konnten die Freiheit sehen, aber wir hatten einstweilen keine Aussicht, sie auch zu erreichen.

Fartuloon ging unruhig auf und ab, dann begann er zu sprechen.

“Der Vulkan ist erloschen”, stellte er fest. Ich hatte Mühe ihn zu verstehen, weil er bei jedem Schritt Knochen zerbrach. “Von außen wird dieser Vulkan annähernd kegelförmig aussehen, wie die meisten Vulkane.”

“Das mag stimmen”, räumte ich ein, “aber worauf willst du hinaus?”

“Kennst du einen Vulkan mit nur einem Krater?”

Meine Augen weiteten sich.

“Du meinst ...?”

“Die meisten Vulkane speien nicht nur aus einer Öffnung Feuer und Rauch, sie haben auch Nebenkrater, die mit dem glutflüssigen Kernkrater in Verbindung stehen. Wenn wir einen dieser Nebengänge finden, sind wir gerettet – hoffe ich jedenfalls!”

Sofort machten wir uns auf die Suche. Während Fartuloon die Knochen durchwühlte, suchte ich an den Wänden. Mit den Augen fuhr ich die Wand in der Höhe ab, die wir gerade noch aus eigener Kraft erreichen konnten. Eine Öffnung fand ich nicht, aber plötzlich stieß Fartuloon einen triumphierenden Schrei aus.

“Hierher!” rief er und winkte mich heran.

Um ihn herum wallte der Staub, in den die Knochen im Laufe der Jahre zerfallen waren. Er hatte sie beiseitegeräumt und so ein Loch freigelegt, gerade groß genug, um auch ihn durchschlüpfen zu lassen.

“Hier ist ein solcher Seitenarm”, stellte er zufrieden fest. “Wenn er hier unten, in unmittelbarer Nähe des Hauptkraters nicht verstopft ist, müßte er weiter oben erst recht offen sein. Siehst du, daß er in die Höhe führt?”

“Ich sehe es”, bestätigte ich.

Die Aussicht, einem fürchterlichen Tod entgangen zu sein, ließ meine Tatkraft sehr rasch zurückkehren. Als erster kroch ich in die Höhle und leuchtete sie aus. Auch hier war das Gestein sehr glatt, fast glasiert, aber es war unregelmäßig, mitten im Fluß erstarrt. Es würde nicht einfach werden, dort hinaufzuklettern, aber es war möglich, das allein zählte.

Vorsichtig stieg ich in die Höhe. In der Luft hing der charakteristische Geruch nach Schwefel und verbranntem Metall, und dann spürte ich auf den Wangen einen leisen Hauch.

“Der Schacht steht mit der Außenwelt in Verbindung”, rief ich über die Schulter. “Ich kann eine Luftbewegung spüren!”

“Ich auch”, sagte Fartuloon. Es klang nicht sehr begeistert. “Aber schnuppere einmal!”

Ich steckte die Nase in den Luftzug und schnüffelte.

Fartuloon hatte recht, irgendein merkwürdiger Geruch schwang in der Luft mit. Das konnte nur eines bedeuten: wir waren im Innern der Kraterwände nicht die einzigen Lebewesen.

\*

“Wie kommt er hierher?” flüsterte Zyrrhoa erregt. “Er ist doch tot!”

“Ein Yakarron ist tot”, gab Mexon sehr leise zurück. “Es fragt sich nur, welcher. Der echte oder seine Kopie?”

Der Yakarron, den Mexon beim Wetteturm kennengelernt und getötet hatte, war gut gekleidet gewesen, ruhig und selbstbewußt. Der Mann, der in der Nähe des Feuers auf dem sandigen Boden lag, war abgerissen wie die Männer, die ihn vorwärtsgestoßen hatten. Ein mehrere Tage alter Bart bedeckte sein Kinn, und das Gesicht sah beängstigend aufgequollen aus. Offenbar hatte der Mann schwere Tage hinter sich.

“Steh auf, Schnüffler!” fauchte die Chefin der Bande.

Mit langsamen, unsicheren Bewegungen richtete der Mann sich auf, aber es reichte nur, um ihn knien zu lassen. Er mußte sich mit beiden Händen abstützen, um nicht umzukippen.

“Gebt ihm etwas zu trinken, das wird ihn wieder auf die Beine bringen”, befahl Amyrtha.

Einer der Männer löste sich aus der Gruppe und hielt Yakarron einen weingefüllten Becher an den Mund. Yakarron machte eine abwehrende Geste, aber der Mann zwang ihn dazu, den Mund zu öffnen. Der größte Teil der Flüssigkeit lief Yakarron aus den Kinnwinkeln und durchfeuchtete seine stark beschädigte Kleidung. Endlich ließ der Mann von dem Gefangenen ab, der fast umgefallen wäre.

“Wer bist du, und was willst du hier!”

“Ich heiße Yakarron”, stammelte der Gefangene. “Ich gehöre einer edlen Familie an, und ich werde euch ...”

“Gar nichts wirst du”, unterbrach ihn Amyrtha. “Sieh an, einer von den ganz hohen Herren, vor denen unsereins zu kuschen hat. Einer von denen, die es nicht nötig haben, das Gesetz zu brechen, um



ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Ihr stehlt mit dem Gesetz, raubt mit Hilfe der Polizei und mordet mit Hilfe der Richter. Herzlich willkommen bei uns!"

Dröhnendes Gelächter folgte dieser Verhöhnung.

"Sie werden ihn umbringen", flüsterte Zyrrhoa erregt. "Wir müssen ihm helfen!"

"Wir können gar nichts tun", gab Mexon zurück und drückte sie auf den Boden zurück. "Bleib ruhig liegen, sonst wirst du gesehen. Wir müssen warten, bis sie ihn in Ruhe lassen."

"Hört mich an", sagte Yakarron beschwörend. "Es geht nicht um mich."

"Ach nein?" spottete Amyrtha. "Um wen sonst?"

"Arkoni!" stammelte Yakarron. "Das Imperium ist in größter Gefahr. Ihr müßt mir helfen. Ich muß Arkon informieren. Sie sind mir auf den Fersen, ich konnte ihnen im letzten Augenblick entkommen. Helft mir!"

Yakarron verstummte. Das Sprechen hatte ihn sehr angestrengt. "Das ist der echte Yakarron", stieß Zyrrhoa hervor. "Er konnte entkommen, bevor sie ihn töten konnten!"

"Arkon in Gefahr?" wiederholte Amyrtha und schüttelte sich vor Lachen. "Genau so habe ich mir den Retter des Imperiums immer vorgestellt."

"Begreift doch", stöhnte Yakarron. Er litt offenbar an Fieber und zitterte, trotz des lodernden Feuers in seiner Nähe. "Sie haben einen Doppelgänger von mir gemacht."

"Dann ist das Imperium tatsächlich in Gefahr", zischte Amyrtha. "Noch mehr von deiner Sorte wird es kaum ertragen. Glaubst du allen Ernstes, daß wir deinem Imperium helfen? Daß wir die unterstützen, die uns gnadenlos jagen, die uns ausnutzen und plündern."

"Es gibt doch Gesetze", wandte Yakarron ein. Mexon begriff, daß er damit einen entscheidenden Fehler gemacht hatte. Wenn er auf Amyrthas Angriffe zu antworten versuchte, fand er keine Zeit mehr, seine Sache vorzutragen. Er verwickelte sich in ein Detailgefecht.

"Das Gesetz in seiner majestätischen Gleichheit verbietet den Reichen wie den Armen, unter den Brücken zu schlafen, auf den Straßen zu betteln und Brot zu stehlen", zitierte Amyrtha boshaft. Offenbar hatte sie vor ihrer Karriere als Bandenchefin eine gute Schule besucht. "Meinst du das? Wir rühren keinen Finger für dein Imperium. Wir werden dich hierbehalten, und wenn du freikommen willst, wird deine edle Familie einiges ausspucken müssen."

Über Yakarrons Gesicht flog der Schatten eines Lächelns.

"Was wärt ihr, gäbe es keine Reichen mehr, die man anbetteln, ausrauben und erpressen kann?" fragte, er in spöttischer Resignation.

Amyrtha lachte laut auf, während ihre Kumpane einige Zeit brauchten, um Yakarrons Bemerkung zu verstehen.

"Du machst mir Spaß", lachte Amyrtha. "Vielleicht behalte ich dich auf für immer hier, du beginnst mir zu gefallen."

"Dieses Weibsstück", fauchte Zyrrhoa empört, und wieder mußte Mexon sie auf den Boden zurückdrücken. Während die Banditen Amyrthas Bemerkung mit einem unwilligen Knurren kommentierten, flüsterte Mexon:

"Jetzt ist nicht die Zeit für Eifersüchteleien."

"Dieses Weib", entrüstete sich Zyrrhoa. "Sich derart an Yakarron heranzumachen. Solche Weiber sollte man ..."

"Ja?"

Zyrrhoa verstummte betroffen, dann lächelte sie und rammte Mexon zärtlich eine Faust in den Bauch.

Schweigend verfolgten sie, wie Yakarron fortgeschafft wurde. Er war so schwach, daß zwei Männer ihn tragen mußten. Mexon sah, daß sie ihn in den Schuppen schafften, und er sah auch, daß sie den Schuppen nicht verschlossen.

"Was unternehmen wir?"

Zyrrhoas Frage war aus ihrer Sicht rein rhetorisch. Für sie stand fest, daß sie Yakarron befreien würde.

"Ich weiß, was in deinem Schädel vorgeht", murmelte Mexon. "Ich habe auch daran gedacht, Yakarron zu befreien. Aber wir müssen in unserer Lage logisch vorgehen. Was erreichen wir, wenn wir ihn aus den Händen der Banditen befreien? Überwältigen können wir den Haufen nicht, also müßten wir erneut fliehen. Ich will ehrlich sein – nach meiner Einschätzung wird uns Yakarron unter den Händen wegsterben, weil wir keinerlei Möglichkeit, haben, auf seine Schwäche Rücksicht zu nehmen. Auf der

anderen Seite die Banditen: für sie ist Yakarron bares Geld wert, außerdem können sie ihn in Ruhe pflegen. Vor allem aber haben sie die Möglichkeit, ihn mit Medikamenten zu versorgen."

"Und wenn die Banditen das Geld haben?" wollte Zyrrhoa wissen. "Sie werden ihn töten!"

"Das glaube ich nicht", widersprach Mexon. "Amyrtha scheint ihre Leute sicher im Griff zu haben. Sie ist zwar kriminell, aber trotzdem intelligent und ehrlich. Sie würde niemals einen Mord dulden."

"Sie gefällt dir wohl, wie?"

"Wieder eifersüchtig?"

"Nein, nur neugierig. Denk nach: irgendwo muß Yakarron einen Gleiter versteckt haben. Er ist nicht die Sorte Mann, die lange zu Fuß geht. Wenn wir seinen Gleiter bekommen könnten, haben wir auch eine Möglichkeit, ihn zu einem Arzt zu bringen."

Mexon nickte nachdenklich.

"Du hast recht", gestand er schließlich.

"Selbstverständlich", gab Zyrrhoa lächelnd zurück. "Ich halte hier die Stellung während du Yakarron zu helfen versuchst. Noch etwas."

Zyrrhoa lächelte kurz und wurde dann sehr ernst.

"Wenn es Schwierigkeiten gibt, verschwindest du. Kümmere dich nicht um mich."

Mexon wollte protestieren, aber Zyrrhoa legte ihm die Hand auf den Mund.

"Ich habe in der letzten Zeit genug gelernt, um mich durchschlagen zu können. Wenn du zu sehr an mich denkst, wird das deine Chancen nur vermindern. Und es ist wichtig, daß du Arkon erreichst. Einem Dreifachen Mondträger wird man glauben, aber mir?"

Mexon nickte, dann nahm er Zyrrhoa in den Arm und küßte sie.

"Verschwinde, Mondträger", flüsterte Zyrrhoa. "Du hast nicht viel Zeit!"

Lautlos huschte Mexon davon.

\*

Laut schallte das Grölen der Zecher, über den Platz. Mexon kam der Lärm gelegen. Er konnte nicht vermeiden, ab und zu auf etwas zu treten, das leise knackte oder knirschte, aber in den wilden Gesängen der Banditen gingen diese Geräusche völlig unter.

Nach kurzer Zeit hatte Mexon den Schuppen erreicht. Rasch sah er sich um, aber es war niemand in seiner Nähe. Mexon brauchte nur einige Sekunden, um in dem Gebäude zu verschwinden.

Es war dunkel in dem Schuppen. Mexon hielt den Atem an und lauschte. Deutlich war der schwere Atem des Kranken zu hören.

"Yakarron!" flüsterte Mexon. "Bleib ruhig, ich bin gekommen, um dir zu helfen!"

Mexon hörte ein leises Stöhnen. Langsam tastete er sich in dieser Richtung nach vorn. Sein Schienbein stieß unsanft gegen etwas Hartes, dann spürte er zwei Hände, die sich in den Stoff seines Ärmels krallten.

"Wer bist du?" fragte eine schwache Stimme.

"Leise!" warnte Mexon und setzte sich auf die Kante des Bettes. "Ich heiße Mexon, bin Flottenoffizier im Rang eines Dreifachen Mondträgers. Ich weiß, wovor du geflohen bist."

"Und woher weißt du das?"

Mexon schwieg einen Augenblick lang, dann sagte er hart:

"Weil ich deinen Doppelgänger getötet habe!"

## 7.

Der Geruch war stärker geworden und hatte die Qualität eines penetranten Gestanks erreicht. Es roch nach Aas und Verwesung, und der Geruch verstärkte sich immer mehr. Bald mußten wir auf seine Quelle stoßen.

Wir waren gut vorwärtsgekommen.

Von außen mochte der abgebrochene Kegel des Vulkans einen geschlossenen, massiven Eindruck machen, für uns sah er anders aus. Zumindest in dem Bereich, in dem wir uns bewegten, war der Berg von Stollen und Gängen durchzogen. Wir waren durch Hallen marschiert, in denen man ein großes Kraftwerk hätte unterbringen können. Der Boden war mit Schmelzgestein bedeckt. Bizarre

Gebilde hingen von den Decken herab, entstanden aus der Lava, die in dieser Form für immer erstarrt war.

Die Entstehung dieser Höhlen war relativ leicht zu erklären. Als der Vulkan erloschen war, hatte sich langsam auch die restliche Lava abgekühlt, naturgemäß zuerst an ihrer Oberfläche. Sie wurde hart und fest und blieb an ihrem Platz, während darunter noch weißglühendes Gestein floß. Irgendwann war dieser Strom versiegt und hatte die Röhre aus Lava zurück gelassen. Ein Teil des Gesteins war langsam heruntergebröckelt und hatte den Boden bedeckt. Zweimal hatten wir Schächte gefunden, die bis an die Oberfläche reichten, aber sie waren zu steil gewesen, als daß wir sie hätten benutzen können.

Der Gang, in dem wir uns bewegten, war ziemlich steil. Nach meiner Schätzung mußten wir in halber Höhe des Kraters die Außenwelt erreichen.

Zu dem Gestank, der in unsere Nasen drang, kamen nun auch Geräusche. Merkwürdige Klänge trieb der Luftzug, zu uns herüber, ein beständiges Schnattern und Klappern.

“Wir müssen vorsichtig sein”, rief mir Fartuloon zu. “Es ist möglich, daß die Knochen im Krater gar nicht von Opfern der Megalithbauer stammen, sondern von den Bewohnern der Kraterhöhlen.”

“Oder deren Opfer”, gab ich zurück.

Ich hatte meine Waffe bereits gezogen, obwohl sie beim Klettern äußerst hinderlich war. Noch war das Magazin voll, und wir hatten auch Ersatzmagazine. Sie würden für eine ausgedehnte Schießerei reichen.

Etwas flatterte plötzlich über meinem Kopf, und ich sah, wie Fartuloon die Waffe hob.

Das Wesen über meinem Kopf hatte weißgraue Schwingen, weißgrau war auch die Farbe des Körpers. Ich sah einen nackten, blaßroten Hals mit einem Kopf von unglaublicher Häßlichkeit. Ein gelber Hakenschnabel klappte auf und zu, und an den nackten Füßen waren die schwärzlichen Krallen weit gespreizt. Ganz offensichtlich setzte der häßliche Vogel zum Sturz auf mich an. Fartuloon schoß das Tier ab, es krächzte auf und fiel tot auf den felsigen Boden.

“Ziemlich groß”, stellte Fartuloon düster fest. “Wenn das die Herren des Vulkans sind, steht uns allerhand bevor.”

Noch zuckte eine der Krallen, aber die schwarzen Augen waren gebrochen. Noch im Tod strahlte der Vogel ungeheuren Haß aus.

“Wieviele dieser Vögel mag es geben?” rätselte ich. Der Vogel gefiel mir nicht, besonders der scharfe Schnabel mit den von geronnenem Blut geschwärzten Winkeln.

“Viele vermutlich”, sagte Fartuloon trocken. Wie ich schob er sich ein frisches Magazin in den Gürtel, um es im Notfall sofort einsatzbereit zu haben. Mit gezogenen Waffen marschierten wir weiter.

\*

Eine Weile war es still in dem dunklen Schuppen, dann begann Yakarron leise zu lachen.

“Sie werden als erster Arkonide das Vergnügen haben, einen Mann zweimal sterben zu sehen.”

“Reden Sie keinen Unfug!” knurrte Mexon. “Ich bin gekommen, um Sie hier herauszuholen.”

“Sparen Sie sich die Mühe”, keuchte Yakarron. “Auf meiner Flucht bin ich einen Abhang hinuntergefallen. Dabei muß ich mir innere Verletzungen zugezogen haben. Ein Wunder, daß ich mir nicht alle Knochen gebrochen habe.”

Mexon dachte an den Doppelgänger, den er in einem Kampf vom Turm der Wetterstation herabgestürzt hatte, und preßte die Lippen zusammen.

“Hören Sie zu, Mexon. Mit mir geht es zu Ende, das weiß ich. Sie müssen um jeden Preis Arkon informieren. Wenn es möglich ist, dann versuchen Sie auch, eine junge Frau ...”

“Zyrrhoa ist in meiner Begleitung”, unterbrach ihn Mexon. “Sie wartet in der Nähe auf uns.”

“Um so besser.”

Die Stimme des Mannes wurde hörbar schwächer.

“In der Nähe steht mein Gleiter. Hier ist der Schlüssel!”

Mexon hörte, wie der Mann in seiner Kleidung suchte, dann faßte eine schwache Hand nach Mexons Arm. Wenig später spürte er das harte Metall des Schlüssels.

“Hören Sie genau zu, ich habe nicht mehr die Zeit, etwas zu wiederholen. Es gibt eine Funkstation auf Mersiboor, eine geheime Station.”

“Wieso geheim?”

Schlagartig war das Mißtrauen in Mexon erwacht. Was hatte Yakarron zu verbergen? Das

Lachen des Sterbenden war leise und klang mehr nach einem Erstickungsanfall.

“Sehen Sie, diese Räuberbraut Amyrtha hatte nicht ganz unrecht mit ihrer Behauptung, wir Adligen würden die Gesetze mißbrauchen. Manchmal umgehen wir sie auch einfach. Für einen Mann in meiner Stellung ist das ziemlich einfach.”

“Werden Sie konkret!”

“Gut, Sie haben recht. Ich habe zusammen mit anderen Geschäfte gemacht, illegale Geschäfte. Schmuggel, Ausnutzung offizieller Kanäle für private Angelegenheiten, Wetten – das übliche also. Um das unentdeckt durchführen zu können, haben wir eine Funkstation auf Mersiboor gebaut. Sie können damit ohne Mühe Arkon anfunken. Werden Sie das tun?”

“Ich verspreche es. Aber was ist mit dem Gegner, kennt er die Station?”

“Vermutlich nicht. Ich bin sehr bald nach meiner Verdoppelung geflüchtet. Wann haben Sie den falschen Yakarron getötet?”

Mexon nannte das genaue Datum.

“Dann haben Sie gute Aussichten. Da ich nun sozusagen offiziell tot bin, werden sie sich nicht beeilen, mich noch einmal zu kopieren. Viel habe ich ohnehin nicht zu bieten, wenn man davon absieht, daß es für mich natürlich sehr leicht ist, nach Arkon und in die Nähe des Hofes zu kommen.”

“Daher also”, entfuhr es Mexon. Wieder lachte der Sterbende.

“Danke für das Kompliment. Abgesehen davon bin ich ziemlich wertlos, das wird mir jetzt klar. Wie gesagt, unsere Feinde werden die Funkstation mit großer Wahrscheinlichkeit nicht kennen. Beeilen Sie sich, Arkon braucht Ihre Hilfe.”

“Ich werde Sie mitnehmen”, beharrte Mexon.

Plötzlich erklang von draußen Geschrei. Mexon eilte zur Tür.

\*

Zyrrhoa staunte.

Sie bewunderte die Dreistigkeit, mit der Mexon in den Schuppen geschlüpft war. Sie hatte ihn deutlich dabei beobachten können. Sie wunderte sich auch über die unglaublichen Mengen an Wein, die von der feiernden Bande getrunken wurde.

Sie war fasziniert von diesem Anblick und vergaß darüber fast ihre eigene Sicherheit. Zwar fiel ihr auf, daß einer der Männer schwer bezechet aus dem Kreis um das Lagerfeuer torkelte, aber sie maß dem keine besondere Bedeutung bei.

Sie hatte dabei übersehen, daß dem Betrunkenen das Wiederfinden des Lagers sehr schwer fiel. In seinem Bemühen beschrieb er fast einen Halbkreis um den Lagerplatz.

“Nanu?” hörte Zyrrhoa hinter sich eine Stimme.

Sie fuhr in die Höhe.

Der Betrunkene stand hinter ihr und starrte sie verblüfft an. Zyrrhoa produzierte ein schwaches Lächeln.

Endlich dämmerte dem Mann, daß Zyrrhoa nicht zur Besatzung der Plantage gehörte. Hastig griff er nach seiner Waffe.

“Vorwärts!” knurrte er. “Ich will dich genauer sehen!”

Rufe des Erstaunens wurden laut, als er Zyrrhoa vor sich her in den Lichtkreis des Feuers trieb. Amyrtha sprang vom Schoß eines bärtigen Mannes auf und ging auf Zyrrhoa zu. Ihre Augen waren zusammengezogen.

“Was suchst du hier, Täubchen?” fragte sie gefährlich leise.

Hinter Amyrtha wurden Schritte laut. Ihr Partner kam langsam näher. Zyrrhoa fühlte ihr Herz schneller schlagen, der Blick des Mannes behagte ihr überhaupt nicht. Die Bandenchefin sah den veränderten Ausdruck in Zyrrhoas Gesicht und wandte sich um.

Ihr Partner grinste anzüglich, aber dieses Grinsen galt offenkundig der Gefangenen.

“Guten Abend”, sagte Zyrrhoa. Ihre Stimme klang heiter, obwohl sie sich eher niedergeschlagen fühlte. Sie machte nicht den Versuch, nach Mexon zu schielen, den sie in der Nähe wußte. Die Banditen waren nun gewarnt, sie würden jede Bewegung der jungen Frau scharf beobachten.

“Ich habe dich etwas gefragt?” zischte Amyrtha. Ihre Stimme klang noch aggressiver.

Zyrrhoa unterdrückte ein Lächeln. Offenbar hatte die Bandenchefin Angst, sie befürchtete, daß ihr Zyrrhoa den Rang ablief, und wenn sie die Gesichter ihrer Gefährten betrachtete, konnte sie genau

ablesen, wie stark ihre Position gefährdet war.

Eine Hand legte sich von hinten auf Zyrrhoas Schulter.

“Finger weg”, sagte die junge Frau ruhig. Sie wartete einige Sekunden, dann wiederholte sie die Aufforderung.

Zwei Sekunden lang blieb sie noch ruhig stehen, dann bewegte sie sich. Sie drehte sich auf dem Absatz herum, und ihre ausgestreckte Hand zischte durch die Luft. Sie traf den Mann, der sie gefangengenommen hatte, in der Magengrube. Der Mann stöhnte auf und knickte zusammen. Zyrrhoa machte eine schnelle Bewegung, dann krachte ihr Knie gegen das Kinn des Mannes. Begleitet von einem wütenden Gebrüll seiner Kameraden brach er lautlos zusammen.

Zyrrhoas Knie schmerzte, als habe sie sich die Kniescheibe gebrochen, aber sie lächelte und wandte sich zu Amyrtha um.

“Ich heiße Zyrrhoa”, erklärte sie freundlich. “Ich habe mich zufällig in diese Gegend verirrt. Ich danke für die Einladung und nehme sie an. In einigen Tagen werde ich wieder verschwinden.”

Der Mann neben Amyrtha grinste wieder.

“Für unsere Gastlichkeit wirst du zahlen müssen, Täubchen”, eröffnete er. “Wie wäre es mit einem kleinen Vorschuß?”

Die nächsten Sekunden waren entscheidend, und Zyrrhoa wußte das. Sie warf einen raschen Blick auf Amyrtha, und innerhalb von Sekundenbruchteilen war das stumme Einverständnis besiegelt. Der Partner der Bandenchefin kam näher und streckte eine Hand nach Zyrrhoa aus.

Es war ein gemeiner Tritt, der um so schmerzhafter wirkte, als er fast ansatzlos aus dem Fußgelenk kam. Zyrrhoas Fußspitze traf den Punkt, den sie hatte treffen wollen, und mit einem schmerz erfüllten Brüllen wich der Mann einige Schritte zurück.

Zyrrhoa sah wieder Amyrtha an.

Mit der gleichen unbeteiligten Beiläufigkeit, mit der Zyrrhoa zugetreten hatte, ließ die Bandenchefin ihre Handkante in das Genick ihres Partners herabsausen, der schmerzverkrümmt neben ihr stand. Wie vom Blitz gefällt brach auch dieser Mann zusammen.

Rings um das Feuer wurde es still.

Die beiden Frauen wußten, daß die Hälfte der Auseinandersetzung entschieden war. Die anderen Mitglieder der Bande waren uninteressant geworden. Für Amyrtha stand die Führung der Bande auf dem Spiel, und die Frau wußte, daß ihr einziger Konkurrent in diesem Wettkampf die junge Frau war, die vor ihr stand.

“Ich möchte in einigen Tagen wieder verschwinden”, sagte Zyrrhoa freundlich und streckte die Hand aus.

Amyrtha zögerte sekundenlang, dann begriff sie, daß Zyrrhoa ihr die Stellung nicht streitig machen wollte. Sie erwiderte die Geste.

Die Banditen, zum größten Teil volltrunken, zogen sich etwas zurück. Sie hatten schon genug Mühe gehabt, eine Frau als ihren Anführer zu verkraften. Diese Entwicklung überstieg ihre geistigen Kräfte vollends.

“Herzlich willkommen”, sagte Amyrtha leise.

Sie schnippte mit den Fingern, und Sekunden später brachte ihr einer der Männer einen gefüllten Krug.

“Trink!”

Zyrrhoa setzte den Krug an die Lippen. Der Wein schmeckte gut, und die Öffnung des Kruges verdeckte fast ihr Gesicht.

Zyrrhoa konnte der Versuchung nicht widerstehen. Während sie trank, sah sie verstohlen zu dem Schuppen hinüber, in dem Yakarron lag. Sie sah, wie Mexon sich aus der Tür schob, sekundenlang zu ihr herübersah und dann im nachtdunklen Dschungel verschwand.

Als Zyrrhoa den Krug wieder absetzte, sah sie in Amyrthas Augen. Sofort wurde Zyrrhoa klar, daß sie einen Fehler gemacht hatte.

Amyrtha hatte die Bewegung ihrer Augen gesehen und in die gleiche Richtung geblickt. Sie mußte wissen, daß Yakarron in dem Schuppen lag, und sie hätte blind sein müssen, um Mexon nicht gesehen zu haben.

Amyrtha sagte nichts, aber ihr Blick schien Zyrrhoa förmlich zergliedern zu wollen.

Die anderen Banditen kümmerten sich wieder um den Wein und nahmen keine Notiz von dem stummen Duell, das zwischen den beiden Frauen ausgetragen wurde. Das Mißtrauen in Amyrthas Augen

war nicht zu übersehen, auch nicht der Ausdruck kalter Entschlossenheit, den Zyrrhoa zur Schau trug.

„Ein Freund?“ fragte Amyrtha so leise, daß nur Zyrrhoa sie hören konnte.

„Zwei Freunde“, gab Zyrrhoa ebenso leise zurück. „Sowohl der Mann im Schuppen als auch der Mann, der ihn gerade verlassen hat. Wir sind auf der Flucht. Eine geheimnisvolle Macht hat Travnor erobert. Sie können von Menschen perfekte Kopien herstellen. Yakarron, der Mann, den ihr aufgegriffen habt, Mexon und ich wissen davon, darum werden wir verfolgt.“

„Du bringst uns in Schwierigkeiten, Zyrrhoa“, überlegte Amyrtha halblaut. „Dies ist unser letzter Schlupfwinkel. Wenn die Polizei uns hier findet, sind wir verloren!“

Zyrrhoa schüttelte heftig den Kopf.

„Diese Kopien schleichen sich in hohe und höchste Stellungen ein. Sie kümmern sich nur noch wenig um die Angelegenheiten Travnors, sie bereiten vielmehr ein Einsickern nach Arkon vor. Ihr seid für sie vollkommen unwichtig.“

„Hoffentlich hast du recht.“

Diese Worte sprach Amyrtha leise, dann fuhr sie laut fort:

„Ich werde dir den Mann in dem Schuppen zeigen. Sage mir, ob du ihn kennst!“

Blicke begleiteten die beiden Frauen, als sie zu dem Schuppen hinübergingen.

„Ist er wirklich ein Edler Arkons?“ fragte Amyrtha leise.

Zyrrhoa nickte.

„Ich würde mich nicht mit seiner Familie anlegen“, antwortete Sie. „Yakarron hat einflußreiche Freunde.“

„Hatte“, verbesserte Amyrtha.

Sie brauchte nur einen Blick um festzustellen, daß Yakarron nicht mehr lebte. Zyrrhoa preßte die Lippen zusammen.

„Eine üble Lage“, stellte sie leise fest. „Jetzt bin ich allein, und ich habe keine Ahnung, wie ich jemals wieder zu meiner Familie zurückkehren kann.“

Amyrtha legte einen Arm um ihre Schulter.

„Fürs erste bleibst du bei uns. Die Männer sind nicht ganz so übel, wie sie auf den ersten Blick aussehen, und wenn wir zusammenhalten, haben wir sie fest im Griff.“

Wider Willen mußte Zyrrhoa lächeln. Die Vorstellung, einen Haufen halbwilder Männer zu befehlen, wäre ihr vor einigen Tagen noch so absurd erschienen wie eine Heirat mit einem Kampfrobot.

„Deine Familie wirst du allerdings mit großer Wahrscheinlichkeit nicht mehr treffen können“, fuhr Amyrtha fort. „Wenn du, wie du sagst, gejagt wirst, hast du praktisch nur zwei Möglichkeiten – entweder läßt du dich abschießen, oder du gehst in den Untergrund. Es läßt sich dort ganz gut leben.“

Zyrrhoa bedachte die Frau mit einem skeptischen Blick, dann nickte sie. Amyrtha hatte recht, irgendwie mußte das Leben weitergehen – und langsam, so mußte sich Zyrrhoa eingestehen, fand sie an diesem Leben jenseits einiger Konventionen sogar Gefallen.

\*

Mexon wußte, daß Amyrtha ihn gesehen hatte, darum rannte er so schnell, wie seine Lungen und der hinderliche Wald es zuließen. Erst als rote Ringe vor seinen Augen zu tanzen begannen und er zum dritten Mal über eine Wurzel gestolpert war, legte er eine Pause ein und horchte.

Zu seiner Verwunderung blieb es hinter ihm ruhig. Er hatte fest damit gerechnet, daß die Frau Alarm schlagen und ihm einen Trupp ihrer Männer nachschicken würde, aber offenbar war nichts dergleichen geschehen. Es hatte den Anschein, als habe ihn Zyrrhoa davor bewahrt.

Mexon grinste leicht.

Er erinnerte sich des Püppchens, das er in der Wetterstation auf Kalamdayon getroffen hatte – furchtsam, hilflos und den praktischen Dingen des Lebens abhold. Sie hatte sich prächtig entwickelt, und Mexon war sich sicher, daß Zyrrhoa sich auch ohne seine Hilfe durchschlagen konnte.

„Eine Sorge weniger“, murmelte er.

Dafür hatte er sich ein anderes Problem eingehandelt. Yakarron hatte ihm zwar noch verraten können, daß er einen Gleiter in der Nähe versteckt hatte, aber er war nicht mehr dazu gekommen, ihm zu sagen, wo er den Gleiter zu suchen hatte. Er hatte nur noch die Kraft besessen, mit einer Armbewegung die ungefähre Richtung anzudeuten.

Ganz abgesehen davon, daß sich der Sterbende in der Richtung geirrt haben konnte, mußte

Mexon berücksichtigen, daß sich mit jedem Kilometer, den er sich von der Plantage entfernte, der Kreisausschnitt, in dem der Gleiter zu suchen war, beträchtlich vergrößerte. Und in dem undurchdringlichen Dschungel konnte man ein Fahrzeug mit wenig Arbeit so verstecken, daß Mexon mehrmals daran vorbeigehen konnte, ohne auch nur einen Flecken Metall zu sehen. In spätestens einer Woche war das Fahrzeug sicherlich so überwachsen, daß man bereits Meßinstrumente brauchte, um es aufzufinden.

Mexon brauchte dieses Fahrzeug. Er mußte den Dschungelkontinent Kalamdayon schnellstmöglich verlassen. Vielleicht hatte Yakarron Spuren hinterlassen, die nach Kalamdayon führten. Die geheimnisvollen Gegner des Großen Imperiums waren dazu gezwungen, diesen Spuren zu folgen, wenn sie auch weiterhin ihren Plänen nachgehen wollten, ohne dabei gestört zu werden.

Mexons Beine prallten gegen etwas Hartes. Mexon streckte die Arme aus, um nicht vornüber zu fallen. Die Fingerkuppen glitten über ein Material, das hart und glatt war.

“Glück gehabt!” murmelte Mexon.

Vorsichtig entfernte er die Tarnung. Der Gleiter war einsatzbereit, die Energiereserven waren noch hoch, die Technik funktionierte einwandfrei. Mexon nahm in der Sitzschale Platz und überlegte.

“Soll ich?” murmelte er.

Natürlich hatte er eine Chance, Zyrrhoa herauszuhauen, aber diese Möglichkeit war ziemlich gering. Auf der anderen Waagschale lag die Gefahr für das Imperium, die mit jedem Tag, den er ungenutzt verstreichen ließ, größer wurde.

Der Entschluß fiel Mexon schwer, aber er handelte rasch, sobald er ihn gefällt hatte. Der Motor des Gleiters lief an.

\*

Schweigend standen die drei Gestalten vor dem dunklen Bildschirm. Sie warteten darauf, daß ihr Herr den Bericht kommentierte, den sie abgegeben hatten. Sie hießen Gyal Rykmoon, Fkontha Herschon und Lergon Kankral.

Aus dem Lautsprecher erklang plötzlich eine Stimme. Die drei Männer zuckten nicht zusammen, sie wußten, daß ihr Auftraggeber sie beobachtete. Ein Erschrecken hätte Schwäche verraten, vielleicht sogar Angst. Wer Angst hatte, hatte auch einen Grund dafür. Da es in der Begriffswelt der drei Männer nichts Mächtigeres gab als ihren Herrn, konnte sich diese Angst nur auf ihn beziehen. Ein Mann, der Grund hatte, sich vor seinem Herrn ohne erkennbaren Anlaß zu fürchten, war unbrauchbar, vielleicht sogar gefährlich. Er mußte ausgeschaltet werden.

“Ich höre den Bericht mit Mißvergnügen”, sagte die Stimme. Die Männer verharrten ruhig.

“Es sind Pannen vorgekommen, und ich liebe keine Fehler. Dennoch halten sie sich einstweilen in erträglichen Grenzen. Ich ermahne euch zur Vorsicht. Ihr wißt warum!”

In den Gesichtern der drei Männer zuckte kein Muskel, aber ihre Nackenhaare richteten sich auf.

“Ihr kämpft für mich und euch selbst. Ihr wißt, daß uns dieses Gebilde, das sich das Große Imperium nennt, nicht lange widerstehen kann. Ihr wißt aber auch, daß auch euer Leben in Gefahr ist, wenn bekannt wird, welches Spiel hier gespielt wird. Erst wenn diese Aufgabe gelöst ist, können wir sicher sein. Bedenkt das!”

Die Männer neigten die Köpfe, um anzuzeigen, daß sie sich der Gefahr wohl bewußt waren.

“Wichtig ist also, daß unsere Aktionen in aller Stille, mit größtmöglicher Umsicht und Genauigkeit geplant und abgewickelt werden. Wir dürfen uns durch rasche Anfangserfolge nicht zu übereilten Aktionen verleiten lassen. Erst wenn alle Bedingungen für die Liquidierung des Arkon-Imperiums erfüllt sind, werde ich das Zeichen geben. Bis dahin seid vorsichtig – in eurem eigenen Interesse!”

Das leise Knacken war technisch vermeidbar, aber es sollte den drei Männern anzeigen, daß ihr Gegenüber das Gespräch als beendet ansah. Lautlos zogen sich die drei Männer zurück.

8.

Während ich schoß, wischte ich mir über die Stirn. Ich blutete aus einer tiefen Wunde am Haaransatz, in der der Speichel des Vogels brannte. Das Blut lief mir über das Gesicht und blendete mich.

Meine Arme schmerzten, nicht nur von den Fleischwunden, auch von den Folgen, die die zahlreichen Schläge auf die Muskeln unweigerlich mit sich bringen mußten. Die Knochen der Flügel waren hart, die Schnäbel nicht minder und scharfkantig dazu.

Fartuloon und ich kämpften uns mühevoll vorwärts.

Die Vulkangeier verlegten uns den Weg. Sie hackten nach uns, schlugen mit ihren Schwingen auf uns ein, überschütteten uns mit ihren Exkrementen, deren Gestank uns fast den Atem nahm. Ihre Zahl schien unübersehbar groß. Je mehr der häßlichen Vögel wir erlegten, desto größer wurde die Zahl der nachrückenden Angreifer. Zudem befanden sich die Vulkangeier strategisch im Vorteil während wir uns auf dem scharfkantigen Geröll vorwärtsquälten und dabei mit Waffen und Händen kämpfen mußten, konnten sie über uns hinwegfliegen und uns von hinten attackieren. Gute Flieger waren die Vögel nicht, aber für uns flogen sie fast zu gut. Mit klatschenden Schwingen flatterten sie mühsam über uns hinweg, und die Unsicherheit im Flug machte es doppelt schwer sie zu treffen.

„Hierher!“ keuchte Fartuloon.

Er hatte das Skarg im Gürtel. Mit dem Schwert war den Tieren nicht beizukommen, dafür waren sie zu zahlreich. Wir verwendeten unsere Blaster, die Strahlen hatten wir so breit gefächert, wie es ging. Zu dem häßlichen Geräusch der Schwingen, kam nun das Klappen der Schnäbel und das Geschrei der Vögel, die wir nur angeschossen hatten. Wir konnten uns nicht erlauben, die Tiere mit Kernschüssen zu töten – wir mußten ihre Zahl erbarmungslos dezimieren, auch wenn ein Schuß nur einen Vogel traf und sechs andere verletzte, die jämmerlich zugrunde gehen mußten. Die meisten wurden ein Opfer ihrer Artgenossen, die sich ohne Gnade auf die verletzten Tiere stürzten und ihre Schnäbel in das noch zuckende Fleisch schlugen. Die Todesschreie der Vulkangeier waren entsetzlich anzuhören, aber sie durften uns nicht hindern. Wenn wir leben wollten, mußten wir uns einen Weg durch die dichte Masse aus Federn, Fleisch, Klauen und Schnäbeln bahnen.

Wieder winkte Fartuloon mir zu. Ich schoß eine Gruppe von Vögeln ab, die gemeinsam zu einem Sturz auf den Kopf des Bauchaufschneiders ansetzten. Zwei der Tiere traf ich tödlich, die anderen drei kippten verletzt zur Seite und stürzten auf den harten Fels. In einer Lawine von Geröll und Federn stürzten sie weiter in die Tiefe. Ihr Gefieder hatte Feuer gefangen.

In der Nähe des Bauchaufschneiders erkannte ich eine enge Öffnung im Fels, ein Seitengang, der die Vulkangeier sicher hemmen würde, da sie ihn nur einzeln und zu Fuß erreichen konnten.

„Ich komme!“ rief ich Fartuloon zu. Mit zwei hastigen Schüssen schaffte ich mir Luft. Immer wieder feuernd kroch ich langsam auf Fartuloon zu. Der Bauchaufschneider bewegte sich bereits, mit den Füßen voran, in die Öffnung hinein. Ich hörte ein Poltern, dann war Fartuloon verschwunden. Ich beeilte mich, ihm zu folgen.

Das letzte, was ich sah, war der häßliche Kopf eines Vulkangeiers, der wütend nach mir hackte, dann fiel ich einige Meter tief. Auf einer Geröllhalde kam ich zur Ruhe. Neben mir stöhnte Fartuloon, ich richtete den Strahl des Scheinwerfers auf ihn. Der Bauchaufschneider war unsanfter gelandet als ich und betastete eine Schwellung an seinem kahlen Schädel.

„Sieh dich um!“, befahl er mir.

Langsam ließ ich den Scheinwerferstrahl durch die Dunkelheit wandern.

Wir hatten eine weitere große Höhle gefunden, einen gewaltigen Dom aus massivem Fels. Der Boden der Halle war mit Geröll bedeckt, dazwischen lagen weißglänzend rundliche Körper. Als dann das Tier in den Strahl geriet, wußte ich, wo wir gelandet waren.

Der Vogel war riesig und völlig nackt. Er hockte auf einer großen Schale aus Fels und zischte uns wütend entgegen. Die rundlichen Gegenstände auf dem Boden waren Eier, ich schätzte die Zahl auf mehrere Tausende.

Es war still in der Halle, beklemmend still. Nur das Zischen und Schnabelklappern des großen Vogels waren zu hören. Die anderen Vögel starrten uns stumm und abwartend an.

„Eine hübsche Falle“, murmelte Fartuloon. Das Echo trug die Worte leise murmelnd in alle Winkel.

Fartuloon hatte zweifelsohne recht. In dieser Halle legte die Königin des Vogelvolkes ihre Eier und brütete sie aus. Sie legte Tausende von Eiern, aus denen ebenso viele Vulkangeier schlüpften. Wir standen der Herrin dieses Vulkans gegenüber.

Noch rührten sich die Tiere nicht. Offenbar warteten sie auf einen Befehl der Königin.

„Ein häßliches Biest“, stellte Fartuloon fest. Gleichmütig lud er seine Waffe nach. „Aber immerhin die Mutter dieses Volkes.“



Es stand fest, daß wir diesen Ort verlassen mußten. Vorhersehbar war auch, daß die Vulkangeier uns daran hindern wollten.

Nervös spielte ich mit dem Abzug meiner Waffe.

Ich hatte keine Lust, umzukehren und einen neuen Weg zu suchen. In dieser Lage konnte ein Schuß ausreichen – er konnte uns retten und befreien, aber endgültig verderben. Ich brauchte nur die Königin zu erschießen.

Es war möglich, daß mit dem Tod der Königin das Volk auseinanderfiel und nicht mehr fähig war, uns einen organisierten Widerstand entgegenzusetzen. Möglich war aber auch, daß wir sie dadurch zu einem rasenden Angriff verleiteten. Bisher hatten die Geier bei ihren Attacken immer versucht, Rücksicht auf ihre eigene Existenz zu nehmen. Der Tod der Königin konnte dies mit einem Schlag ändern.

“Worauf wartest du?” flüsterte Fartuloon.

Ich deutete mit einer Handbewegung auf die Königin.

“Unter Umständen töten wir mit der Königin das ganze Volk”, gab ich zu bedenken.

Wie jede andere Spezies hatte auch dieses Tiervolk im Wechselspiel der Natur eine Rolle. Die Vulkangeier sorgten dafür, daß sich schwächliche oder kranke Tiere nicht fortpflanzen konnten. Die Ausrottung einer Spezies konnte auf einem Planeten eine ökologische Katastrophe auslösen, die selbst mit den Mitteln der Arkentechnik nicht mehr zu stoppen war.

“Das Ökosystem Travnors wird beim Tod der Königin nicht zerfallen”, erklärte der Logiksektor knapp.

Ich hob die Waffe, zielte sorgfältig und schoß. Die Königin zuckte noch einmal und fiel tot von ihrem Nest. Noch immer bewegten sich die anderen Tiere nicht. Sie hatten nicht einmal den Kopf bewegt, als ihre Königin gestorben war.

Wieder ließ ich den Scheinwerferstrahl durch das Dunkel wandern. Ich suchte nach einem Ausgang aus dem Felsendom, dessen beklemmende Stille immer erdrückender auf mir lastete. Endlich entdeckte ich eine Öffnung. Um sie zu erreichen, mußten wir die Halle durchqueren.

Durchqueren bedeutete, daß wir uns durch eine Heerschar von Vulkangeiern bewegen mußten. Die Tiere hockten ruhig und häßlich auf dem Boden, weitere saßen in Felsspalten und starrten auf uns herab.

“Dort drüben”, sagte ich und wies mit dem Scheinwerferstrahl den Weg. Fartuloon verzog das Gesicht.

“Es hilft nichts”, stellte er schließlich fest. “Ich sehe keinen anderen Weg. Halte deine Waffe fest, Sohn. Ich bin sicher, daß die Geier uns nicht ungeschoren passieren lassen werden!”

Langsam bewegten wir uns vorwärts. Steine bewegten sich unter unseren Füßen und kollerten über den Boden, das Geräusch wurde vom Echo aufgenommen und verstärkt. Und immer noch verharnten die Vulkanvögel regungslos auf ihren Plätzen.

Es war diese Bewegungslosigkeit, die mich erschreckte. Hätten sie uns massiert angegriffen, wäre mir wohler gewesen. Diese beklemmende Stille aber zerrte an den Nerven.

Vorsichtig näherten wir uns der steinernen Schale, auf der die Königin des Geiervolkes gehockt hatte. Ihr Körper lag neben der Schale auf dem Boden. An einigen Federn fraß noch dunkle Glut und ließ einen dünnen Rauchfaden in die Höhe steigen.

Ich konnte nicht widerstehen und warf einen Blick in die Schale. Wie festgewurzelt blieb ich stehen.

\*

Es war ein unbeschreibliches Gefühl, das Geräusch der Gleitermotoren zu hören, sich den Fahrtwind um den Kopf wehen zu lassen und dabei die dunkle Fläche des Urwalds unter sich vorbeigleiten sehen zu können. Mexon genoß die Fahrt in Yakarrons Gleiter in vollen Zügen.

Am Horizont kletterte die Sonne in die Höhe.

Auf der zweiten Sitzschale lagen, in eine Tüte verpackt, Essensreste. Yakarron hatte den Gleiter so bestückt, wie es von einem Edlen zu erwarten war. Auf haltbare Nahrungsmittel hatte er verzichtet, statt dessen hatte er etliche Mengen an Delikatessen mitgeschleppt, darunter auch einige geräucherte Coelantheridenfilets, die Mexon schon früher gegessen hatte, allerdings unter weitaus ungünstigeren Bedingungen. Mit leisem Schauder dachte Mexon an die Fischfabrik zurück, in die er geraten war. Es hatte nur wenig gefehlt, und Mexon wäre ebenfalls geräuchert, filetiert und verpackt worden.

Nachdenklich warf Mexon einen Blick zurück. Irgendwo in dem dichten Grün lebte Zyrrhoa, jedenfalls hoffte er, daß sie noch lebte. Er kannte die junge Frau erst seit kurzer Zeit, dennoch reichte der Gedanke an sie, um Mexons gute Laune stark zu trüben.

Nach kurzer Zeit tauchte vor Mexon eine Küste auf, dahinter erstreckte sich silberglänzend das Meer, das Kalamdayon von Mersiboor trennte. Ein Gefühl des Unbehagens beschlich Mexon, als er den glitzernden Spiegel des Wassers sah. Nur zu gut erinnerte er sich an den Sturm, der ihn an die Küsten Kalamdayons geworfen und beinahe getötet hatte. Nur mit knapper Mühe war er damals dem Tod entgangen.

Nachdenklich sah Mexon in die Höhe. Irgendwo über seinem Kopf kreisten die beiden Wechtons um Travnor, und für die empfindlichen Instrumente der Wachsatelliten war, es ein leichtes, den Gleiter zu erfassen. Auf der anderen Seite hatten die Besatzungen der Wechtons mehr zu tun, als sich um jeden Gleiter zu kümmern, der über die Oberfläche von Travnor flog. Dennoch fühlte sich Mexon unbehaglich. Ein gutgezielter Schuß von einem der Wechtons reichte völlig aus, um ihn samt dem Gleiter im Bruchteil einer Sekunde zu atomisieren.

“Nun ja”, murmelte Mexon fatalistisch. “Irgendwann ist jeder dran.

Der Tod im Strahl eines Geschützes war immerhin schnell und schmerzlos, ganz anders als das Ende, das ihm bevorstand, wenn er seinen Jägern lebend in die Hände fiel.

Mexon ließ den Gleiter mit höchster Geschwindigkeit über das Wasser rasen. Das Meer war ruhig an diesem Tag, und die kühle Seeluft war nach den Dschungeldünsten Kalamdayons eine Wohltat.

Langsam schob sich am Horizont ein schmaler dunkler Streifen heran, die Küste Mersiboors. Im Näherkommen sah Mexon ausgedehnte Waldgebiete, weite, grasbestandene Flächen und tief im Landesinnern einen schneegekrönten Gebirgszug. Auf den ersten Blick machte Mersiboor einen erheblich erfreulicheren Eindruck als der Dschungelkontinent Kalamdayon, dessen Küste hinter Mexon im Wasser verschwunden war. Mersiboor war kühler, sanfter und hoffentlich auch ungefährlicher als Kalamdayon.

In Yakarrons Gleiter hatte Mexon auch eine Karte gefunden. Die Abbildung Mersiboors wies auf dieser Karte einige Markierungen auf, die nach dem Druck eingetragen worden waren. Der größte Teil der Zeichen war, wie Mexon wußte, zur Irreführung Fremder bestimmt. Die dort eingetragenen Stationen und Verstecke existierten in Wirklichkeit nicht.

Der Punkt, den Mexon zu erreichen versuchen mußte, lag im Landesinnern, weitab von der Küste. Er war vergleichsweise leicht zu finden – von der geheimen Funkstation aus war ein auffälliger Vulkan zu sehen, der allerdings schon vor undenklich langer Zeit erloschen war.

“Hoffentlich erlebe ich keine Überraschung”, wünschte sich Mexon.

Die Station lag in einem sanft abfallenden Tal, das mit dichtem Gras bestanden war, aufgelockert durch einzelne Baumgruppen. Ein ausgesprochenes Idyll, stellte Mexon grinsend fest. Ausgerechnet diesen herrlichen Fleck hatten Yakarron und seine Freunde zu dunklen Geschäften ausgenutzt.

Mexon ließ den Gleiter absinken. In der Nähe einer klaren Quelle setzte er ihn auf den weichen Boden auf. Es hatte keinen Sinn, aus der Luft nach der Station zu suchen. Luftbeobachtungen waren eine Spezialität der Polizei, schon allein deshalb weil die Beamten meist zu faul waren, ihre Fahrzeuge ohne triftigen Grund zu verlassen.

Gegen eine Entdeckung aus der Luft war die Station mit Sicherheit gut abgeschirmt. Die Karte verriet leider nicht, wo genau die Station zu suchen war. Also machte sich Mexon an die Arbeit. Langsam wanderte er auf dem weichen Boden des Tales entlang, genußvoll atmete er die angenehm kühle, von zahlreichen Düften durchsetzte Luft Mersiboors ein. Weit voraus sah er den Kegelstumpf des erloschenen Vulkans.

Mexon hielt nach Fußspuren Ausschau. Irgendeinen Hinweis brauchte er, um die Funkstation zu finden, und er entdeckte diesen Hinweis ziemlich bald. Für ein geübtes Auge war der Abdruck im Boden gut zu erkennen. Vor geraumer Zeit hatte hier ein Gleiter gestanden. Zwar hatte sich das plattgedrückte Gras längst wieder aufgerichtet, aber Mexon fand genügend zerquetschte Blätter, die verweltet waren, dazu die Vertiefung im Boden, die der schwere Gleiter hinterlassen hatte. Also mußte die Station ganz in der Nähe sein.

Schließlich fand Mexon die Gebäude.

Wenn man aus dem Aufwand, der hier betrieben worden war, auf die Geschäfte zurückschloß, die in der Station getätigt worden waren, gab es nur ein Ergebnis: die Umsätze dieser Station mußten an die Bilanzen großer Handelsunternehmen auf Arkon heranreichen.

Von oben sahen die Gebäude aus wie eine zufällige Ansammlung großer Findlinge, wie sie zu Tausenden auf Travnor zu finden waren. Erst in der Nähe wurde erkennbar, daß der Fels nur vorgetäuscht war. Die Erbauer der Station hatten die Anlage, die vermutlich größtenteils unter der Erde lag, mit einem täuschend echten Kunststoff überzogen, der aus größerer Entfernung nicht von Gestein zu unterscheiden war. Nur ein Materietaster hätte den Unterschied feststellen können, aber derart komplizierte Instrumente führten die Polizeigleiter nicht mit.

Obwohl keine Gefahr zu befürchten war, bewegte sich Mexon mit großer Vorsicht. Langsam drang er in den Zwischenraum ein, der von den Steinen gebildet wurde. In der rechten Hand hielt Mexon den Impulsschlüssel, den er in Yakarrons Gleiter gefunden hatte.

Mexon brauchte einige Minuten, bis er das Schloß gefunden hatte. Zu seiner Enttäuschung funktionierte es nicht, wahrscheinlich hatte Mexon den falschen Schlüssel mitgenommen.

Mexon zog seine Waffe und gab eine Reihe von Schüssen auf das Schloß ab.

Weißglühendes Metall lief an dem Fels herunter. Mexon steckte die Waffe zurück und versetzte der Tür einen Fußtritt. Funken sprühten durch die Luft, als die Tür sich in ihrer Fassung bewegte.

„Endlich“, seufzte Mexon auf.

Neben dem Eingang war der Lichtschalter. Die Beleuchtung flammte auf, als Mexon den Schalter betätigte. Er stieß einen leisen Pfiff aus.

Zum Funken allein war diese Anlage nicht gebaut worden, das stand nach einem kurzen Blick fest. Es war nicht zu übersehen, daß die Benutzer der Station das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden wußten. Offenbar diente die Funkstation auch als Liebesnest, und die letzte Verwendung zu diesem Zweck schien noch nicht sehr lange zurückzuliegen. In der Luft hing noch der schwüle Duft eines teuren Parfüms.

„Und das, während sich unsereins mit den Maahks herumprügeln muß“, murmelte Mexon grimmig.

Die Funkanlage stand in einem Nachbarraum. Ein Knopfdruck schaltete das Gerät ein.

Mexon zögerte sekundenlang.

Yakarron hatte Mexon geraten, sich mit Woorhn Ter'Bsorr in Verbindung zu setzen, dem Kommandanten des Zweiten Wechtons. Vielleicht war dies ein Fehler, überlegte sich Mexon. Wer konnte wissen, ob nicht auch Ter'Bsorr schon durch einen Doppelgänger ersetzt worden war?

„Was bleibt mir übrig?“ murmelte Mexon.

\*

Leise pfeifend bewegte sich der Mann durch den Gang. Er hieß Purth Kyril und gehörte mit vielen anderen Arkoniden zur Stammesbesatzung des Zweiten Wechtons, der Travnor umkreiste. Purth Kyril zeigte ein junges, freundliches Gesicht das Offenheit und Lebensfreude ausstrahlte. Die wenigen Personen, die ihn näher kannten, waren von seinen menschlichen Qualitäten ebenso überzeugt wie von seiner fachlichen Eignung als Robotentechniker. Zu Purths Aufgaben gehörte es, in regelmäßigen Abständen die Wartungsrobots zu warten. Purth war das letzte Glied in einer langen Kette von Kontrollen, die sich wechselseitig überprüften.

Seine Aufgabe brachte es mit sich, daß er fast alle Räume des Wechtons betreten konnte, ohne Aufsehen zu erregen. Er galt als zuverlässig.

Es war kein Zufall, daß Purth gerade in dem Augenblick die Privaträume des Wechtonkommandanten Ter'Bsorr betrat, als bei diesem der Interkom summte. Ter'Bsorr runzelte die Stirn, dann schaltete er sein Gerät ein.

„Ein Gespräch für Sie, Kommandant“, sagte eine helle Stimme. „Ich wollte den Mann eigentlich zurückweisen, aber er behauptet, sehr wichtige Nachrichten zu haben.“

„Stellen Sie das Gespräch durch“, befahl Ter'Bsorr mürrisch.

Aus den Augenwinkeln heraus sah Purth, wie der Bildschirm aufflammte. Ruhig beschäftigte sich Purth weiter mit dem Robot, der das Massagebett des Kommandanten reparieren sollte und dazu entschieden mehr Zeit brauchte, als üblich war. Während Purth die Rückenklappe des emsig arbeitenden Robots öffnete, hörte er genau zu.

„Mein Name ist Mexon“, erklang eine Männerstimme. „Ich bekleide den Rang eines Dreifachen Mondträgers.“

„Zur Zeit sehen sie eher wie ein zehnfacher Schlammträger aus“, knurrte Ter'Bsorr unwillig.

“Konnten Sie sich nicht wenigstens ordentlich kleiden, bevor sie meine Ruhe störten?”

“Hätte ich darauf geachtet, Kommandant, wäre die Ruhestörung vielleicht schon zu spät gekommen! Eine Verschwörung ist im Gang, eine Verschwörung gegen Arkon.”

“Und? Es haben schon viele versucht, sich gegen Seine Erhabenheit zu erheben.”

“Verstehen Sie mich richtig, Kommandant. Diese Verschwörung richtet sich nicht gegen Orbanaschol – sie zielt unmittelbar auf Arkon. Die Männer, von denen ich rede, wollen das Imperium zerschlagen!”

Für ein paar Sekunden blieb es still in dem Raum, abgesehen von dem leisen Klappern, das von den Werkzeugen des Robots kam. Purth hütete sich, in Ter'Bsorris Richtung zu blicken, er zog es vor, unauffällig zu lauschen.

“Berichten Sie!”

Aufmerksam hörten Ter'Bsorr und Purth Kyril zu, wie Mexon seinen Bericht abgab. Keiner der beiden Männer zuckte mit der Wimper, als die Rede auf Doppelgänger kam. Ter'Bsorr wartete geduldig, bis Mexon seinen Bericht abgeschlossen hatte, dann erst begann er selbst zu sprechen.

“Vor kurzer Zeit”, sagte Ter'Bsorr nachdenklich, “kehrte ein Reparaturkommando vom Ersten Wechton hierher zurück, und diese Leute hatten merkwürdige Dinge zu berichten. Ihre Geschichte klingt zwar völlig unglaublich, aber in Verbindung mit den Aussagen der Reparaturmannschaft ergibt sich eine gewisse Vermutung. In jedem Fall ist Ihr Verdacht, es könnte eine Verschwörung von Arkoniden gegen Arkon selbst geben, hinreichend gewichtig, um eine Untersuchung einzuleiten. Wo kann ich Sie erreichen?”

Mit der Exaktheit, die von einem Offizier der Flotte Arkons erwartet werden konnte, beschrieb Mexon seinen Standort.

“Ich werde mich mit Ihnen in Verbindung setzen, sobald ich Näheres weiß. Ich muß erst Erkundigungen einziehen, bevor ich einen allgemeinen Alarm auslöse. Warten Sie auf mich!”

“Ich wünsche Ihnen Glück, Kommandant, Ihnen und vor allem dem Imperium.”

Der Bildschirm verdunkelte sich, sobald Ter'Bsorr die Aus-Taste berührt hatte. Sekundenlang blieb der Kommandant des Zweiten Wechtons nachdenklich auf der Stelle stehen, dann verließ er rasch die Kabine.

## 9.

Diese Gebilde kannte ich!

Es waren die gleichen blauschwarzen Kristalle, die wir in den Megalithruinen gefunden hatten, und wieder lagen sie so, daß sie an zwei Augen erinnerten, die mich durchbohrend anstarrten. Zufall? Ich wußte es nicht.

Ich überhörte den warnenden Impuls des Extrahirns und zog die Waffe. Nur einen gezielten Schuß gab ich ab, aber dieser Schuß genügte. Ich wartete keinen Augenblick lang, sondern begann sofort zu rennen.

Hinter mir schwoll ein Feuerball an. Im Mittelpunkt war das Gebilde schwarz, so dunkel wie der Raum selbst. Weiter außen strahlte es dunkelblau, und ein gespenstisch fahles Licht warf unsere grotesk verzerrten Schatten auf den Fels. Auch Fartuloon nahm die Beine in die Hand, denn der schwarze Ball wuchs immer mehr. Offenbar hatte mein Schuß eine unvorhersehbare Reaktion ausgelöst.

Immer noch saßen die Vulkangeier auf ihren Plätzen, und als wir den Ausgang der Halle erreichten, stießen wir auf einen zweiten Felsendom, ebenfalls von dicht beieinander sitzenden Geiern bevölkert. Die Tiere starrten unverwandt auf die Öffnung, aus der wir gekommen waren.

Niemals zuvor hatte ich einen so gespenstischen Anblick gesehen.

Tausende von Vögeln, einer häßlicher als der andere, die in dumpfer Ergebenheit auf ihr Ende warteten, auf einen Tod in der wabernden Schwärze, die mit grauenvollem Tempo aus der Öffnung quoll. Ich hatte schon Atomexplosionen gesehen, den Feuerball, der sonnenhell strahlte und den Tod brachte, aber die lautlose Schwärze, die hinter uns entstand und sich immer weiter ausbreitete, übertraf diesen Schrecken bei weitem.

Ich sah im Laufen, wie das schwarze Leuchten die ersten Vögel erfaßte. Sie verschwanden darin, ohne sich zu rühren.

Ich wußte, daß ich um mein Leben lief. Mit keuchenden Lungen und schmerzenden Beinen

quälte ich mich vorwärts. Ich rutschte auf Geröll ab, glitt einige Meter zurück, der Schwärze entgegen. Scharfe Kanten schnitten mir die Haut auf, aber ich fühlte diesen Schmerz nicht. Ich kam wieder auf die Füße und kletterte weiter nach oben. Kleinere Steine lösten sich unter meinem Gewicht aus dem Untergrund und ließen eine Gerölllawine in die Tiefe poltern. Über mir hörte ich Fartuloon rufen.

“Schneller, Atlan!”

Der Zuruf war überflüssig. Ich strengte alle meine Kräfte an, um der grauenvollen Schwärze zu entgehen, die sich hinter uns ausbreitete und alles zu verschlingen schien.

Ich stand kurz vor einem Zusammenbruch, als ich Fartuloons Jubelruf hörte.

“Der Ausgang, Atlan! Hierher!”

Mit letzter Kraft zog ich mich in die Höhe. Vor mir sah ich einen hellen Fleck, der mit jedem Meter, den ich mühsam zurücklegte, heller und größer wurde. Kühle Luft wehte mir entgegen. Noch zwei anstrengende Schritte, dann stand ich im Freien.

\*

In seiner eigenen Kabine angekommen, machte Purth Kylar sich sofort an dem kleinen Sender zu schaffen. Er war wie immer hinter den Leseputen versteckt, die Purth sehr sorgfältig so mit Staub bedeckt hatte, daß jeder Beobachter zu dem Schluß kommen mußte, an dieser Stelle sei seit Tagen kein Teil mehr berührt worden. Sehr sorgfältig achtete Purth darauf, daß er keine Spuren hinterließ.

Ein Antippen mit dem Finger genügte, um den Sender betriebsbereit zu machen. Einen Kanal brauchte Purth nicht zu wählen, das Gerät war auf eine bestimmte Frequenz fixiert, die von den leistungsstarken Geräten der beiden Wechtons nicht erfaßt werden konnte.

Purth mußte einige Minuten lang warten, dann erst war die Verbindung hergestellt.

“Quonson Zorghan”, meldete sich die andere Seite.

“Hier Purth Kyrar”, antwortete der Mann hastig. “Ich habe eine wichtige Nachricht!”

\*

Quonson Zorghan runzelte die Stirn. Er kannte Kyrar, schließlich hatte er selbst dafür gesorgt, daß Kyrar die Stellung an Bord des Zweiten Wechtons bekommen hatte. Kyrar arbeitete als Informant für den Kommandanten des Ersten Wechtons, und bislang hatte sich diese Zusammenarbeit für beide Parteien gelohnt. Zorghan wurde über alle wichtigen Entscheidungen im Zweiten Wechton rasch und umfassend informiert. Für Purth Kyrar bestand der Vorteil darin, daß er zum einen sein Vermögen beträchtlich vermehren konnte, und zum anderen in der Aussicht, durch Quonson Zorghans Protektion rasch Karriere machen zu können.

“Sprechen Sie!” forderte Zorghan seinen Spion auf.

“Ter’Bsorr bekam gerade einen Anruf, von einem Mann namens Mexon.”

Sofort erinnerte sich Zorghan an den Dreifachen Mondträger. Dies war eine der Pannen, von denen die Männer gesprochen hatten, die hinter Zorghan standen. Pannen dieser Art durfte es nicht geben, bereits vorhandene Fehlentwicklungen waren umgehend abzustellen.

“Der Inhalt des Gesprächs?”

“Mexon warnte Ter’Bsorr vor einer Verschwörung gegen das Imperium. Ich konnte das ganze Gespräch anhören. Dieser Mexon ist intelligent und geschickt, er weiß entschieden mehr, als er wissen dürfte.”

Zorghan nickte, obwohl Kyrar ihn nicht sehen konnte. Genaugenommen durfte der echte Mexon längst nicht mehr leben. Nun, dieser Mißstand ließ sich nun vielleicht korrigieren.

“Was soll ich tun?” wollte Kyrar wissen.

“Was hat Ter’Bsorr vor?” fragte Zorghan ruhig zurück.

“Er will Erkundigungen einziehen, um Mexons Angaben überprüfen zu können. Sobald er einen brauchbaren Beweis gefunden hat, will er seine Verbindungen ausspielen und Arkon informieren.”

“Dann ist die Antwort wohl klar. Ter’Bsorr muß ausgeschaltet werden. Sie werden diese Aufgabe übernehmen!”

\*

Purth Kyrall leckte sich nervös die Lippen.

“Sie meinen, ich soll Ter’Bsorr ...”

“Erschießen”, hörte Kyrall aus dem kleinen Lautsprecher. “Haben Sie noch nie einen solchen Auftrag ausgeführt?”

“Nein”, antwortete Kyrall zögernd. “Ich kann doch nicht einfach ...”

“Wovor haben Sie Angst? Sie wissen doch, daß ich Sie decken werde. Sobald ich die Nachricht von Ter’Bsorrs Tod erfahren habe, werde ich auch den Zweiten Wechton übernehmen. Ihnen kann nichts geschehen. Ich erwarte in Kürze die Nachricht, daß Sie diesen Befehl ausgeführt haben.”

Das leise Knacken verriet Purth Kyrall, daß Quonson Zorghan die Verbindung unterbrochen hatte. Mit leicht bebenden Händen versteckte Kyrall das Funkgerät. Als er seine Waffe aus dem Fach holte und die Ladeanzeige prüfte, zitterten seine Finger so heftig, daß er die Waffe fast verloren hätte. Kyrall versteckte die Waffe unter seiner Jacke, dann verließ er seine Kabine. Der Gang war verlassen. Kyrall erinnerte sich, daß es Essenszeit war. Ter’Bsorr nahm seine Mahlzeit üblicherweise in seiner Kabine zu sich. Zwar hätte er sich sein Essen auch in einem Speiseraum für Offiziere servieren lassen können, aber er zog es vor, den Soldaten, die im Zweiten Wechton Dienst taten, nicht allzu deutlich vor Augen zu führen, um wieviel besser Offiziere gepflegt wurden als Mannschaftsdienstgrade. Purth Kyrall kam dieser Sachverhalt sehr zupass. Wahrscheinlich war Ter’Bsorr allein.

Kyrall brauchte nur wenige Minuten, um die Kabine des Kommandanten zu erreichen. Er betätigte den Türsummer und wartete, bis der Kommandant die Tür aufschwingen ließ.

Seine Waffe hatte Purth Kyrall bereits gezogen, und er schoß in dem Augenblick, in dem er sicher war, Ter’Bsorr vor der Mündung zu haben.

Im gleichen Augenblick wußte er auch, daß er einen entscheidenden Fehler gemacht hatte.

Ter’Bsorr war nicht allein gewesen. Der Mann, der ihm das Essen gebracht hatte, stand mitten im Raum und starrte Kyrall schreckensbleich an. Es polterte dumpf, als Kyralls kraftlosen Fingern die Waffe entglitt. Der Steward begann laut zu schreien, und in weniger als einer Minute waren Wachen herangestürzt. Während vier Männer Purth Kyrall festnahmen, untersuchte der Offizier den Körper Ter’Bsorrs.

“Er ist tot”, stellte der junge Wachoffizier wütend fest. “Das werden Sie büßen, Kyrall. Führt ihn ab!”

Niedergeschlagen folgte Purth Kyrall den Männern, die ihn mit sich schlepten. Als die Zellentür hinter Kyrall zufiel, warf er sich auf die harte Pritsche und barg das Gesicht in den gefesselten Händen. Seine Uhr hatte man ihm gelassen, und nun wartete Purth Kyrall darauf, daß Zorghan sein Versprechen wahr machte. Stunde um Stunde verging in quälender Langsamkeit, und mit jeder Stunde wuchs die Angst in Purth Kyrall. In Fällen wie diesem arbeitete die Gerichtsbarkeit der Arkonflotte schnell und erbarmungslos. War der Sachverhalt klar, lagen zwischen Tat, Aburteilung und Urteilstvollstreckung nur wenige Stunden. Purth Kyrall wußte, daß der Sachverhalt klar war. Er hatte Ter’Bsorr erschossen, vor einem Zeugen, der Kyrall einwandfrei erkannt hatte. Die Tatwaffe lag vor, auf ihr Kyralls Fingerabdrücke.

“Eine Chance habe ich noch”, sagte Kyrall halblaut.

Er konnte ein Geständnis ablegen, die wirklichen Zusammenhänge aufklären. Vielleicht ließ man ihm am Leben, wenn er, Purth Kyrall, die Verschwörung aufdeckte und der Besatzung des Zweiten Wechtons half, eine Übernahme durch Zorghans Männer abzuwenden.

Immer wieder sah Kyrall auf seine Uhr. Mit jeder Stunde wuchs seine Aussicht, standrechtlich erschossen zu werden, mit jeder Stunde wuchs aber auch die Hoffnung, daß Quonson Zorghan bereits zugeschlagen hatte und Purth Kyrall in Freiheit setzen würde.

Als an der Tür ein Geräusch erklang, verfärbte sich der Mann. Langsam stand er auf. Über sein bleiches Gesicht flog ein Lächeln, als er die Abzeichen des jungen Offiziers erkannte. Zorghan hatte rasch und präzise gehandelt, seine Männer hatten auch den Zweiten Wechton übernommen.

Das Gesicht des Offiziers wirkte wie eine gefrorene Maske, als er langsam sagte:

“Nach den Vorfällen der letzten Stunden hat sich der Kommandant des Ersten Wechtons entschlossen, auch an Bord des Zweiten Wechtons für die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung zu sorgen. Ein neuer Kommandant wurde für den Zweiten Wechton ernannt. Beide Befehlshaber haben übereinstimmend entschieden, daß der Mord am früheren Kommandanten des Zweiten Wechtons Ter’Bsorr unverzüglich bestraft werden soll. Folgen Sie mir, Purth Kyrall!”

In diesem Augenblick wußte Purth Kyrall, daß er dem Ende seines Lebens entgegensah. Genaugenommen hatte er überhaupt keine Chance gehabt, wie immer er sich auch entschieden hätte.

Quonson Zorghan durfte den Mörder Ter'Bsorrs nicht am Leben lassen, wenn er nicht neue Gefahren für sein Unternehmen heraufbeschwören wollte. Mit schleppenden Schritten folgte Kyrat dem Offizier.

An einer Gabelung versuchte er zu fliehen und wurde sofort erschossen.

Als Quonson Zorghan darüber informiert wurde, lächelte er. Mit genau diesem Ausgang der Angelegenheit hatte er gerechnet. Jetzt war der Weg frei für weitere Aktivitäten.

\*

Aus dem Innern des Berges dröhnte der Donner zusammenstürzender Felsmassen: Aus dem Loch, durch das wir ins Freie gekommen waren, stach eine Staubsäule hinaus in die klare Luft.

“Wir müssen uns beeilen”, keuchte Fartuloon. “Ich habe Angst, daß der ganze Vulkan explodieren wird!”

Beeilen war ein seltsam unpassendes Wort. Wir standen auf einem schmalen Felsband. Über uns ragte der Vulkankegel einige hundert Meter in die wolkenlose Luft, unter uns fiel der Fels steil und zerklüftet ab. Eine rasche Überprüfung hatte bereits gezeigt, daß es von der Plattform, auf der wir standen, keinen Pfad gab, der an der Wand des Vulkans entlangführte. Wir mußten klettern, ohne angemessene Ausrüstung und mit Gliedern, die noch von der Flucht durch die Vulkanhöhlen geschwächt waren.

Über unseren Köpfen sah ich ein halbes Hundert Vulkangeier. Mit unbeholfenem Schwingenschlag steuerten die Tiere eine Öffnung an und verschwanden watschelnd darin.

Immer lauter und bedrohlicher wurde das Grollen des Vulkans. Fartuloon hatte recht, wir mußten zusehen, daß wir diesen unerfreulichen Ort verließen. Ich machte mich als erster an den Abstieg.

Zu unserem Glück war die Außenfläche des Vulkans jahrtausendlang den Wirkungen von Wasser und Luft ausgesetzt gewesen. Das Gestein war zerklüftet, von Spalten durchzogen. Hände und Füße fanden genug Punkte, an denen sie ansetzen konnten. Aber dieser Vorteil wurde mehr als wettgemacht durch den Umstand, daß das Gestein brüchig geworden war. Immer wieder brach ein scheinbar fester Halt für einen Fuß zusammen, manchmal erst dann, wenn das gesamte Körpergewicht auf diesem Stück Fels lastete. Dann mußte ich im Bruchteil einer Sekunde die Finger, die ich gerade erst gelockert hatte, wieder anspannen und blitzartig das Gewicht verlagern. Für Fartuloon, der erheblich mehr wog als ich, war dieses Problem noch schwieriger zu lösen. Zum Glück besaß der Bauchaufschneider aber neben seinem hohen Gewicht auch die Gewandtheit einer Katze. Einmal sah ich entsetzt, wie sein Körper in einer Staubwolke verschwand und abrutschte, aber sobald sich die Sicht wieder geklärt hatte, war auch Fartuloon wieder aufgetaucht, mit aller Kraft an ein Felsstück geklammert. Er grinste mich kläglich an.

Je näher wir dem Fuß des Vulkans kamen, desto leichter wurde der Abstieg. Die Steigung wurde geringer, und schließlich konnten wir wieder aufrecht gehen. Mehr als drei Stunden lang waren wir geklettert, und als ich an der Wand des Vulkans in die Höhe sah, schien es mir fast ein Wunder, daß wir überhaupt lebend den Fuß des Berges erreicht hatten.

“Lauf!”

Obwohl ich vor Müdigkeit fast umfiel, setzte ich mich sofort in Bewegung. Das Extrahirn wußte, warum es mich mit diesem Impuls gewarnt hatte. Ich lief mit äußerster Kraft und versuchte, so schnell wie möglich aus dem Bereich des Vulkans herauszukommen.

Erst als ich keinen Schritt mehr machen konnte und ausgepumpt auf den Boden fiel, sah ich mich wieder um. Als erstes sah ich Fartuloon, der sich neben mich fallen ließ, dann sah ich den Vulkan.

Fast zeitlupenhaft brach ein Teil des Vulkans in sich zusammen. Allmählich bildete sich eine klaffende Öffnung in der Gestalt eines großen V. Tausende von Tonnen Gestein brachen haltlos zusammen, zum Glück größtenteils in das Innere des Vulkans.

Ich wechselte einen raschen Blick mit Fartuloon.

Es war erschreckend, welche Formen mein unbedachter Schuß nach sich gezogen hatte. Das Volk der Vulkangeier war verschwunden, der riesige Schacht des Vulkans war nun mit Geröll gefüllt. Und ich hatte den Verdacht, daß auch die Anlagen auf Kalamdayon von dieser Katastrophe betroffen waren. Das Geheimnis, das das Volk der Megalithbauer umgab, würde niemals gelüftet werden.

“Eines steht fest”, erklärte Fartuloon, während er aufstand und sich den Staub von der Kleidung klopfte, “wir leben noch, und das ist mehr, als wir vor einiger Zeit noch hoffen konnten!”

Damit hatte er zweifellos recht.

Trotz der belastenden Aspekte der letzten Tage hatte unsere Lage etwas tröstliches. Wir hatten auf einem Weg, den wahrscheinlich niemand für möglich hielt, Kalamdayon verlassen und Mersiboor erreicht. Trotz aller Hindernisse, die sich uns in den Weg gestellt hatten, lebten wir noch und waren auch, wenn man von der Erschöpfung und kleineren Verletzungen absah, gesund und wohlauf. Vor allem aber hatten wir unsere Jäger abgehängt. Hier, in der Nähe des Vulkans würden sie uns sicherlich nicht suchen, schließlich gab es keinerlei erkennbare Zusammenhänge zwischen dem Beibootwrack auf Kalamdayon und diesem Vulkan.

„Marschieren wir los“, schlug ich vor. „Es kann uns gleichgültig sein, wohin wir uns wenden – irgendwann werden wir auf eine Ansiedlung stoßen, und dann müssen wir uns überlegen, wie es weitergehen soll.“

Fartuloon nickte müde.

## 10.

Das Land war weit und hügelig, wesentlich leichter zu begehen als die Gebiete, die wir bereits durchwandert hatten. Diese Region Mersiboors wirkte einladend, ich verstand nicht, warum sie noch nicht besiedelt worden war. Plätze dieser Art gab es in der Nähe des Arkon-Imperiums nicht allzu reichlich.

*„Die Erschließung Kalamdayons wäre unrentabel, daher wird Travnor nur wenig besiedelt!“*

Diese knappe Analyse machte mir klar, warum es auf Mersiboor nur wenige Ansiedlungen gab. Entweder wurde eine neu entdeckte Welt erschlossen, dann bedeutete das, daß jeder Fleck genutzt wurde. Oder aber, man legte nur einen Stützpunkt an, dann reichte der Stützpunktkontinent vollauf aus, die Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Kalamdayon erschließen zu wollen, wäre zwar technisch lösbar gewesen, aber, auch so kostenintensiv, daß man lieber nach billigeren Lösungen gesucht hatte.

Fartuloon leckte sich nervös die Lippen.

„Was ist los, Alter? Hast du Hunger?“

Fartuloon schnaubte verächtlich

„Alter“, wiederholte er. „Nicht das Alter macht den Mann. Ich rieche etwas, Sohn. Es liegt etwas in der Luft!“

Die letzten Stunden waren angenehm gewesen, und meine Lebensgeister regten sich wieder.

„Bratenduft?“ fragte ich belustigt. Fartuloon winkte unwillig ab.

„Denk an meine Worte“, verkündete er. „Ich ahne, daß wir uns erneut in Gefahr begeben.“

Ich wollte ihn gerade erneut aufziehen, als ich einen Impuls des Extrahirns spürte.

*„Deckung!“*

„Verschwinde, Fartuloon!“ rief ich dem Bauchaufschneider zu.

Fartuloon ließ sich fallen und rollte zur Seite. In weniger als einer halben Minute hatte auch ich mir eine Deckung gesucht. Noch wußte ich nicht, wovor der Logiksektor mich gewarnt hatte.

Dann aber entdeckte ich den ersten Gleiter.

Sie kamen langsam herangeschwebt, dicht an dicht. Ich zählte annähernd vierzig Maschinen, allesamt schwer bewaffnet. Die Bordkanonen waren, wie ich deutlich sehen konnte, aktiviert.

Machten die Gleiter Jagd auf uns? Es war kaum vorstellbar, woher sollten die Besatzungen wissen, daß wir uns ausgerechnet in diesem Winkel Mersiboors herumtrieben? Zudem erschien mir der Aufwand, wenn er uns galt, als reichlich übertrieben. Um zwei Flüchtlinge einzufangen, waren keine vierzig kanonenbestückte Gleiter nötig.

Vorsichtig robbte ich mich an Fartuloon heran.

„Hast du eine Ahnung, was das zu bedeuten hat?“ flüsterte ich. Fartuloon zuckte mit den Schultern.

„Uns gilt dieser Angriff jedenfalls nicht“, stellte er fest.

Den endgültigen Beweis für diese Behauptung lieferten die Gleiterbesatzungen. Die Fahrzeuge steuerten ein Tal an, das von unserem Standort zwar zu erkennen, aber nicht einzusehen war. Zu sehen war aber die Rauchsäule, die sich plötzlich über den Hügelkamm schob. Dann drang das Krachen von Schüssen zu uns herüber. Die Gleiter feuerten und warfen Bomben, als gelte es, einen Maahstützpunkt auszuheben.

„Wir haben wieder einmal Glück gehabt, Sohn“, stellte Fartuloon fest. „Wären die Gleiter etwas später gekommen ...“



Ich konnte mir vorstellen, wie es in dem Tal aussehen mußte. Verflüssigtes Gestein, das den Boden bedeckte, verkohlte Bäume, zusammengeschossene Maschinen. Die Gleiterbesatzungen kämmt das Tal vom Eingang bis zum Ausgang ab. Sie schienen den Auftrag zu haben, alles zu vernichten, was ihnen vor die Mündungen geriet, und sie erfüllten diesen Auftrag mit ausgesprochener Gründlichkeit. Wenn sich jemand in dem Tal aufgehalten hatte, war dieser Jemand jetzt mit Sicherheit tot. Eine Stunde lang feuerten die Soldaten in das Tal hinein, warfen Bomben und überflogen immer wieder die Kampfstätte. Dann endlich verschwanden sie.

Erst als die letzte Maschine am Horizont verschwunden war, wagte ich mich zu erheben. Vor uns ragte eine schwarze Wand aus Rauch in die Höhe. Von den Wechtons aus mußte sie ein beeindruckendes Bild liefern.

Vorsichtig, jede Möglichkeit zur Deckung nutzend, bewegten wir uns auf das Tal zu.

Erst als wir die Spitze eines Hügels erreicht hatten, konnten wir sehen, wie gründlich die Gleiterbesatzungen gehaust hatten.

Der Boden des Tales zeigte ein verwirrendes Muster aus Schwarz, dunkelrot und weiß. Schwarz war der verbrannte Boden, dunkelrot das sich langsam abkühlende Schmelzgestein, weiß glühten einige Fetzen Stahl, die den Gewalten der Kanonen widerstanden hatten.

Dieser weißglühende Stahl verriet, warum die Gleiter dieses verlassene und abgelegene Tal überhaupt aufgesucht hatten. Offenbar hatte es hier eine Station gegeben, vielleicht ein Observatorium. Genaueres ließ sich nicht mehr feststellen.

„Wenn ihr auch nur einen Finger bewegt, drücke ich ab!“ erklang in meinem Rücken eine rauhe Männerstimme.

Prompt lieferte mir das fotografische Gedächtnis die Person, zu der diese Stimme gehörte. Es war der Dreifache Mondträger Mexon. Hatte der Angriff ihm gegolten?

Viel wichtiger als dieses Problem war allerdings die Frage, ob hinter uns das Original oder die Kopie stand. Die Kopie hätte allerdings kaum gezögert, uns einfach niederzuschießen.

„Gemach, alter Freund“, sagte Fartuloon. Auch er hatte den Sprecher erkannt. „Ein Arkon-Offizier schießt nicht auf Freunde!“

„Du würdest erschrecken, Kehlkopf“, lautete die rauhe Antwort, „wüßtest du, wie gering die Zahl meiner Freunde ist. Was wollt ihr beide hier? Nachsehen, ob ihr noch etwas übersehen habt? Laßt die Finger von den Waffen!“

„Dürfen wir uns wenigstens herumdrehen?“ fragte ich freundlich.

„Meinetwegen, aber nur ganz langsam. Ich schieße sofort!“

Es war Mexon, daran gab es keinen Zweifel, auch wenn er alles andere als offiziersmäßig aussah. Offenbar hatte auch er strapazenreiche Tage hinter sich.

„Atlas!“ staunte Mexon. „Und der dicke Fartuloon!“

Ich konnte das Gesicht des Bauchaufschneiders nicht sehen, aber ich konnte mir ausrechnen, mit welcher Grimasse er das Wort dick kommentieren würde.

„Es freut mich, daß du noch lebst“, sagte ich und machte einen Schritt auf Mexon zu.

Er hatte die Waffe ein wenig sinken lassen, jetzt ruckte er sie wieder nach oben.

„Langsam“, wehrte Mexon ab. „Woher weiß ich, ob ihr nicht ebenfalls Kopien seid?“

Ich deutete auf meine ramponierte Kleidung.

„Einen besseren Beweis habe ich nicht!“

Mexon sah mich prüfend an, dann steckte er die Waffe weg.

„Es hat ohnehin keinen Sinn mehr“, seufzte er. „Entweder schieße ich euch sofort nieder, oder ich glaube euch. Zu zweit seid ihr ohnehin überlegen.“

„Ist das dein Werk?“ fragte ich und deutete auf das verwüstete Tal.

„Ungefähr“, sagte Mexon grinsend. „Ich habe versucht, den Kommandanten des Zweiten Wechtons auf unsere Seite zu bringen, aber offenbar bin ich an den Falschen geraten. Natürlich war ich nicht so dumm, in der Funkstation zu bleiben und mich zerschmelzen zu lassen. Daß diese Maßnahme richtig war, könnt ihr sehen!“

„Also gehört auch der Zweite Wechton zu der Organisation der Verschwörer??“, überlegte Fartuloon laut. „Das verringert unsere Chancen beträchtlich. Es sieht so aus, als hätten die Gegner Travnor fest im Griff. Und wir haben keine Möglichkeit, etwas zu unternehmen.“

Mexon wiegte nachdenklich den Kopf.

„Vielleicht ist es gar nicht einmal nötig, daß wir etwas unternehmen. Mir fällt gerade etwas ein.“

Gespannt sahen wir Mexon an.

Der Dreifache Mondträger berichtete uns von dem merkwürdigen Mietbruder Kopral.

“Koprals letzte Worte waren, daß Lebo Axton alles erfahren müsse. Kopral selbst gehört zum Geheimdienst. Ich folgere daraus, daß auch dieser Lebo Axton Geheimdienstler ist.”

“Hm”, machte ich.

Ein intensiver Kontakt zum arkonidischen Geheimdienst war das Letzte, was mir für die Zukunft vorschwebte. Auf der anderen Seite lag in der Waagschale die ungeheure Bedrohung des Großen Imperiums. Unter diesen Umständen war meine eigene Sicherheit zweitrangig.

“Ich hoffe”, fuhr Mexon fort, “daß Kopral Verbindungen zu diesem Axton hatte. Wenn in Zukunft keine Nachrichten mehr von Kopral kommen werden, müßte Axton eigentlich Verdacht schöpfen und von sich aus Ermittlungen anstellen. Dabei müßte er früher oder später zwangsläufig auf das Geheimnis von Travnor stoßen.”

Es sprach einiges für diese Überlegung. Das plötzliche Verschwinden eines Geheimdienstmanns, vor allem, wenn er über so verblüffende Qualitäten verfügt hatte wie Kopral, mußte Aufsehen erregen. War dies der Fall, würde Travnor in absehbarer Zeit von Geheimagenten wimmeln, und wenn diese Männer und Frauen auf das Geheimnis der Kopien stießen, war der Tag nicht mehr fern, an dem Travnor von der Flotte eingekreist und abgeriegelt werden würde.

Diese Vorstellung war aus meiner persönlichen Sicht heraus beängstigend, aber die Sicherheit des Imperiums hatte in diesem Fall Vorrang, auch wenn dies dazu führte, daß ich in Orbanaschols Hände fiel.

“Das wäre eine Möglichkeit”, gab Fartuloon zu, er grinste säuerlich, weil auch er damit in der Falle saß. “Aber was können wir selbst tun? Hilfsmittel haben wir keine ...”

“Wer sagt das?” erkundigte ich Mexon freundlich. “Ich habe natürlich Vorsorge getroffen!”

Er winkte uns zu ihm zu folgen. Wir trotteten hinter ihm durch die Hügellandschaft und warteten auf die Überraschung, die Mexon uns versprochen hatte. Wir wurden nicht enttäuscht.

“Bitte sehr”, sagte Mexon und machte eine einladende Handbewegung. “Ich war nicht so dumm, den wertvollen Gleiter in dem Tal zu lassen. Irgendwie habe ich gespürt, daß er dort nicht sicher sein würde, und wie ihr seht, hat mich meine Ahnung nicht getrogen!”

Ich schlug ihm anerkennend auf die Schulter. Fartuloon machte sich sofort an die Arbeit, die Speisevorräte des Gleiters zu dezimieren. Seinem verklärten Blick nach zu schließen, mußte Mexon Delikatessen geladen haben. Eine kurze Überprüfung ergab, daß wir zwei Blaster und Fartuloons Skarg zur Verfügung hatten. Der Gleiter war noch intakt, auch die weitreichende Bordsprechanlage, mit der man sich ohne Schwierigkeiten in das allgemeine Videonetz einschalten konnte. Dies war für uns besonders wichtig. Wir konnten von dem Gleiter aus Verbindungen an knüpfen.

Mexon fand offenbar zum ersten Mal Gelegenheit, den Inhalt des Fahrzeugs gründlich zu inspizieren. Ich sah seine Überraschung, als er in einem kleinen Versteck eine Liste fand. Rasch klärte mich Mexon über den Vorbesitzer des Gleiters und seine Geschäfte auf.

“Namen”, stellte Mexon nach einem kurzen Studium der Liste fest. “Alles reiche und angesehene Leute, sozusagen die Prominenz von Travnor. Vermutlich gehören sie alle der Organisation an, die über die vernichtete Funkstation Geschäfte abwickelte, ohne darüber die zuständigen Behörden zu informieren. Mexon, wie tief bist du gesunken – jetzt mußt du schon mit Schiebern und Steuerbetrügern paktieren!”

“Und mit steckbrieflich gesuchten Hochverrätern”, setzte Fartuloon mit vollem Mund hinzu.

“Glaube mir, bald wirst du dich in dieser Gesellschaft wohlfühlen!”

“Was bleibt mir anderes übrig?” seufzte Mexon und lächelte dabei. “Was machen wir mit der Liste? Verbrennen oder den Behörden übergeben?”

“Weder noch”, wandte ich ein. “Überlege: diese Personen sind in illegale Geschäfte verwickelt. Wenn wir überhaupt auf Travnor jemanden finden, der uns wenigstens anhört, ohne sofort die Polizei zu rufen, dann in diesen Kreisen. Immerhin wissen wir einiges über diese Leute!”

“Hochverrat und Schmuggel sind zweierlei Dinge”, bemerkte Mexon. “Um deinen Kopf endlich bekommen zu können, wird Orbanaschol wahrscheinlich selbst mehrfache Mörder straffrei ausgehen lassen.”

“Wir müssen es wagen”, entschied ich. “Wenn wir einfach nur warten, wird uns entweder der Gegner zu fassen bekommen, oder wir geraten in die Fänge der Polizei, wenn sie Travnor nach Doppelgängern durchkämmt.”

“Einverstanden”, sagte Mexon, und neben ihm nickte Fartuloon mit vollem Mund. “Welchen Anschluß willst du wählen?”

Hilflos zuckte ich mit den Schultern.

“Jeder ist so gut wie der andere. Wir wissen von den Personen so gut wie nichts.”

“Wie wäre es mit diesem Mann? Koul Vaahrns, der Name sagt mir zwar nichts, aber warum nicht er?”

“Rufe ihn an”, schlug ich Mexon vor. “Es ist vielleicht besser, wenn er mich nicht sofort sieht!”

Fartuloon verstand und verließ den Gleiter. Gespannt sah ich zu; wie Mexon die Verbindung herstellte. Koul Vaahrns meldete sich nach überraschend kurzer Zeit. Mexon machte ihm mit wenigen Worten klar, woher er den Anschluß kannte, dann begann er zu erzählen. Er machte seine Sache hervorragend. Eindringlich schilderte er die Gefahr, die dem Imperium durch diese Verschwörung entstanden war. Vaahrns hörte geduldig zu, ab und zu stellte er Zwischenfragen, um Unklares aufzuhellen. Mir fiel auf, daß seine Stimme Angespanntheit verriet, aber er empörte sich nicht, als Mexon vorsichtig andeutete, wer seine beiden Begleiter waren.

“Ich habe verstanden”, antwortete Koul Vaahrns schließlich. “Selbstverständlich werde ich Ihnen in dieser überaus kritischen Lage für das Imperium beistehen. Ich schlage vor, daß Sie Yakarrons Gleiter dort lassen, wo er jetzt steht. Falls er gefunden werden sollte, wird die Polizei vermuten, daß er in der Station umgekommen ist.”

Der Vorschlag klang gut und vernünftig.

“Dann sind wir allerdings völlig bewegungsunfähig”, erklärte Mexon.

“Ich werde Sie abholen lassen”, versprach Vaahrns rasch. “Warten Sie auf einen Transporter und geben Sie sich rechtzeitig zu erkennen. Sie brauchen keine Angst zu haben, es ist keine Falle!”

Mit diesen Worten trennte Vaahrns die Verbindung. Mexon atmete erleichtert auf.

“Es sieht so aus”, sagte er lächelnd, “als hätten wir zufällig den richtigen Mann gefunden. Ich freue mich darauf, endlich wieder einmal in einem Bett schlafen zu können.”

Das konnte ich ihm gut nachfühlen. Wir hatten alle drei dringend eine kleine Erholungspause verdient. Vielleicht konnten wir uns bei Koul Vaahrns ausruhen, bis wir wieder bei Kräften waren, um in der Angelegenheit der Doppelgänger endlich wieder einmal selbst die Initiative ergreifen zu können.

Mit Mexons Hilfe richteten wir Yakarrons Gleiter so her, daß der Eindruck entstand, der Besitzer habe das Fahrzeug nur für kurze Zeit verlassen. Dann suchten wir wieder das verbrannte Tal auf, einen deutlicheren Treffpunkt konnten wir uns kaum wünschen.

Zwar hatte Vaahrns uns versprochen, uns zu helfen, aber durch Erfahrung gewitzigt, waren wir vorsichtig genug, um in Deckung zu bleiben, bis am Horizont ein Fahrzeug auftauchte, das sich mit hoher Fahrt dem Tal näherte. Verfehlen konnte der Fahrer die Stelle nicht, der schwarze Fleck mußte sehr gut zu erkennen sein, selbst aus dem Raum.

Mein Mißtrauen wuchs schlagartig, als ich erkannte, daß Koul Vaahrns uns einen Fahrer zugeteilt hatte, den zu überreden nahezu unmöglich war. Der schwere Transportgleiter war robotgesteuert.

“Sollen wir?” fragte Mexon leise. Er war ebenfalls skeptisch geworden.

“*Du hast keine andere Wahl!*” signalisierte der Logiksektor.

Langsam stand ich auf, Fartuloon und Mexon folgten. Der Gleiter fuhr genau auf uns zu und bremste dann hart. Unsere Gefühle schwankten zwischen Mißtrauen und Resignation, als wir den Gleiter bestiegen, der anschließend sofort Fahrt aufnahm und dorthin zurückkehrte, woher er gekommen war.

ENDE

*Lesen Sie nächste Woche ATLAN Nr. 260:*

## **Der Agent und die Gehetzten**

**von Marianne Sydow**

*Der Kosmokrimalist schöpft Verdacht – ein Geheimagent  
soll das Rätsel von Travnor lösen*